fzg

Freiburger
Zeitschrift für
GeschlechterStudien
19_2|2013

Körper(-sprache) Macht Geschlecht

Budrich UniPress Ltd.

ISSN 0948-9975

fzg

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien

Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht

Jahrgang 19 Heft 2 Budrich UniPress Ltd. 2013

Inhalt

Marion Mangelsdorf/Kerstin Palm/Sigrid Schmitz
Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht 5

Aufsätze

Stefanie Duttweiler
Die Beziehung von Geschlecht, Körper und Identität
als rekursive Responsivität. Eine Skizze 19

Mascha Marlene Vollhardt
„Alles Ruinen hier, die Häuser und die Körper…" –
(Un-)Männliche Körper und Identitäten in Christian Krachts
„Faserland" und Helmut Kraussers „Fette Welt" 37

Beate Schmuck
Paper Dolls für Nixon!
Polit-modische Instrumentalisierung von Frauenkörpern
im US-amerikanischen Wahlkampf 1968 55

Miriam Kanne
Von „dicken, blonden Flechten" und „hängendem Haar" –
Frauenhaar als pars pro toto für kulturelle Ordnungen
und Brüche am Beispiel literarischer ‚Heimat'-Bilder 73

Birgit Stammberger
Feministisches Maschinendenken –
Subjektphilosophische und wissenschaftskritische Perspektiven..... 89

Interview

Embodiment and Ecosocial Theory
Nancy Krieger interviewed by Kerstin Palm, Sigrid Schmitz
and Marion Mangelsdorf..... 109

Rezensionen

Gerlinde Mauerer
Analytisch-kreative Potenziale feministischer Theoriebildung:
Neue Perspektiven für die psychosoziale Beratung 123
Bettina Zehetner (2012): Krankheit und Geschlecht. Feministische Philosophie und psychosoziale Beratung.

Lisa Krall
Definitionsmacht und Hegemonie in der deutschen
‚Beschneidungsdebatte' 125
Çetin, Zülfukar / Voß, Heinz-Jürgen / Wolter, Salih Alexander (2012): Interventionen gegen die deutsche „Beschneidungsdebatte"

Anna Leyrer
Es gibt keinen Geschlechtsverkehr?
Lacan zum Geschlechterverhältnis 128
Badiou, Alain / Cassin, Barbara (2012): Es gibt keinen Geschlechtsverkehr. Zwei Lacanlektüren.
Nancy, Jean-Luc (2012): Es gibt – Geschlechtsverkehr.

Autor_innen 133

Übersicht der bisher erschienenen Titel
der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 138

Übersicht der erschienenen Ausgaben
der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien* 139

Anzeigen 141

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 19/2: 5-18

Marion Mangelsdorf/Kerstin Palm/Sigrid Schmitz

Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht

Die Thematisierung von ‚Körper und Geschlecht' ist längst kein Novum mehr, vielmehr ist sie ein Klassiker. Im Spannungsfeld von Körper, Geschlecht und Gesellschaft beschäftigt sich der feministische Diskurs nicht erst seit Judith Butlers „Körper von Gewicht" (1995) mit der Frage, wie Geschlecht mit all seinen Facetten im Spannungsfeld von Natur und Kultur zu verorten ist.

Aus konstruktivistischer Perspektive kann der Körper nur entlang vergeschlechtlichter Bedeutungszuweisungen wahrgenommen, benannt und behandelt werden, die gesellschaftliche Geschlechternormen und Machtverhältnisse in den Körper hineinlesen und einschreiben. Die solchermaßen konstruierten, normierten und durch spezifische Existenzweisen realisierten Geschlechterkörper dienen dann wiederum zirkulär zur Erklärung von Geschlechterzuschreibungen auf der individuellen Handlungs- und Interaktionsebene ebenso wie zur Legitimation von Geschlechterverhältnissen auf der strukturellen gesellschaftlichen Ebene.

Während sozialwissenschaftliche Studien die gesellschaftlichen Positionierungen, Repräsentationen und Körperpraxen, Gestaltungszugriffe und Existenzweisen geschlechtlicher Körper untersuchen, analysieren kulturwissenschaftliche Ansätze vor allem identitätsstiftende körperliche Materialisierungen unterschiedlichster Art. Die *Science and Technology Studies* stellen wiederum die techno-wissenschaftlichen Gestaltungen des Körpers beziehungsweise die Konstruktionen naturwissenschaftlicher Körperkonzepte in den Fokus ihrer Betrachtungen. Schließlich versucht eine gendertheoretisch informierte Biologie und Medizin, neue und komplexe biopsychosoziale Modelle der Geschlechterkörper zu entwerfen.

Ebenso vielfältig wie die disziplinären Zugriffe und interdisziplinären Kooperationen sind inzwischen auch die methodischen Ausrichtungen der Körperdebatte. Neben performative Materialisierungskonzepte treten verschiedene weitere handlungstheoretische und praxeologische Ansätze ebenso wie unterschiedliche Ausarbeitungen von Verkörperungsprozessen (*Embodying*, Schmitz/Degele 2010) von Geschlecht. Zunehmend wird dabei die aktive Rolle von Körpern bei der Aushandlung von Bedeutung konzeptualisiert oder auch die Wechselwirkungen von biologischer und sozialer Materialität diskutiert.

Das Thema erweist sich als ‚Dauerbrenner' der Gender Studies und der Stand der Forschung ist beeindruckend. Tatsächlich hat die Genderforschung im Anschluss an verschiedene körperhistorische Arbeiten in den 1980er und 1990er Jahren und vor allem dann diskursanalytisch angelehnt an Michel Foucault in

© 2013 Budrich Unipress. 10.3224/09489975213

den letzten 20 Jahren eine unglaubliche Fülle verschiedener Forschungsergebnisse zu diesem Thema präsentiert. Diese Ergebnisflut ist inzwischen in vielen Resümees geordnet und bilanziert und in unzähligen Texten der Gender Studies zum Thema Körper in Forschungsübersichten referiert worden (vgl. z.B. Villa 2006; Wetterer 2010).

Bei unserem Aufruf, Beiträge zu „Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht" einzureichen, ging es uns darum, einen Querschnitt durch aktuelle Debatten und die inzwischen stark diversifizierten methodischen Zugriffsweisen auf dieses Thema zusammenzustellen. Die in dieser Ausgabe versammelten heterogenen Texte entsprechen dieser Erwartung eindrucksvoll, zugleich kommen jedoch nicht alle Facetten dieses inzwischen sehr differenzierten Feldes zum Ausdruck. So haben uns aus den Naturwissenschaften gar keine Beiträge erreicht, obwohl vor allem im biomedizinischen Bereich mit aktuellen *Embodiment-* bzw. *Embodyingkonzepten* zur biologischen Inkorporierung von Sozialität (vgl. Krieger in diesem Band; Fausto-Sterling 2000, 2005, 2008) interessante Möglichkeiten einer neuen kritischen Biologie der Geschlechterdifferenz entwickelt wurden. Diese im anglophonen Raum entstandene aktuelle Perspektive ist aber offenbar im deutschsprachigen Kontext bisher noch kaum angekommen.

Ebenso blieben Beiträge aus, die sich explizit der Körpersprache zuwendeten, ein Schwerpunkt, dem sich die Veranstaltungsreihe „Körpersprache – Macht – Geschlecht" der Freiburger GeschlechterStudien mit Vortragenden wie Sarah Fenstermaker, Paula-Irene Villa oder Gitta Mühlen Achs angenähert hat. Trotz des großen Interesses von Studierenden und Nachwuchswissenschaftler_innen an diesen empirisch und handlungstheoretisch motivierten Ansätzen, mit denen auch die nonverbale Ebene von Interaktionsprozessen erforscht wird, findet dieses Thema bisher erst am Rande der Genderforschung Beachtung. Dabei geraten Körper in diesem Kontext vermittelst ihrer eigenen symbolischen Interaktionen, Gestik, Mimik und Haltung – um mit Soziolog_innen wie Pierre Bourdieu (1976, 1982, 2005), Erving Goffman (1994, 2001), Candace West und Don H. Zimmerman (1987) oder Candace West und Sarah Fenstermaker (1995; vgl. Bethmann/Degele 2013) zu sprechen – gleichsam als Agenten gesellschaftlicher Machtverhältnisse und damit auch der Geschlechterverhältnisse in den Vordergrund der Untersuchung.

Wenn auch nicht mit dieser spezifischen Akzentuierung, so versammelt dieser Band doch eine Reihe von Aufsätzen, die sich auf den handelnden Körper und auf das Handeln mit dem Körper als Teil der diskursiven Realisation von Geschlechtlichkeit beziehen. Weitere Texte stellen das Wahrnehmen des vergeschlechtlichten Körpers in ihren Fokus und lassen sich dabei in verschiedener Weise von leibphänomenologischen Perspektiven Edmund Husserls, Maurice Merleau-Pontys, Emmanuel Lévinas' oder Alfred Schütz' inspirieren. Dabei lässt sich unter Leibphänomenologie eine philosophische Bewegung verstehen, die es auf eine radikale Neubegründung *aller* Wissenschaften abgesehen hat (vgl. Stoller/Vetter 1997: 7). Und auch wenn die Geschlechterfrage sich in leibphänomenologischen Schriften durchaus explizit finden lässt, geht eine kritisch-feministische Relektüre, wie sie in diesem Band vorgestellt wird, darüber

hinaus. Denn sie führt die Diskurse über den ‚Leib' als Ort der Erfahrung des Selbst und der Wahrnehmung von Welt mit dem ‚Körper' als einer physischen Materialität, die sozial und historisch bedingt ist, in seiner reziproken Responsivität hinsichtlich der Dimension von Geschlecht eng zusammen. Ulle Jäger sieht darin die Möglichkeit, „die Frage nach der Inkorporierung von sozialer Ordnung genauer untersuchen zu können" (Jäger 2004: 15).

Somit treiben nicht zuletzt diese philosophischen Überlegungen eine wiederbelebte Grundsatzdiskussion der Gender Studies im Spannungsfeld von Geistes-, Sozial-, Kultur- sowie Medizin-, Natur- und Technikwissenschaften an.

Bevor wir näher auf die Beiträge dieses Heftes eingehen, möchten wir eine kurze systematische und fachhistorische Übersicht über wesentliche Tendenzen und Phasen der Körperdebatte in der Genderforschung seit den 1970er Jahren geben. Teils folgten diese Phasen zeitlich aufeinander, teils entwickelten sie sich aber auch zeitlich parallel oder in Mischformen.

Von der Sex-Gender-Unterscheidung zum konstruktivistischen Körperbegriff[1]

Die Begriffe Sex und Gender sind keine Entwicklungen der Gender Studies, sondern sie entstanden in den 1950er Jahren im medizinisch-psychiatrischen Bereich im Kontext der Erforschung, Behandlung und Konzeptionalisierung von Inter- und Transsexualität. War bis dahin eine naturgegebene psychophysische Einheit von Geschlechtskörper und Geschlechtsidentität angenommen worden – schlicht ‚Das Geschlecht' –, wurden nun das biologische Geschlecht (Gene, Hormone, Anatomie, Morphologie, etc.) von einem sozialen Geschlecht (Geschlechteridentität, psychosoziale Identifikation mit einer gesellschaftlich vorgegebenen Rolle) unterschieden. Während im Mainstream des biomedizinischen Diskurses aber weiterhin nur Sex betrachtet und häufig mit der Geschlechteridentität in eins gesetzt wurde und wird, übernahm in den 1970er Jahren die entstehende Frauen- und Geschlechterforschung die medizinisch-psychologischen Sex-Gender-Fachtermini in einer erweiterten und politisierten Form. Erstens wurden beide Dimensionen von Geschlecht als kausal unabhängig voneinander deklariert. Damit war die Geschlechteridentität als gesellschaftlich bestimmter Teil von Geschlecht konzeptualisierbar geworden. Zweitens umfasste Gender neben Identität auch die soziale Ordnung und die kulturelle Bedeutung von Geschlechterdifferenz. Die Unterscheidung von Sex und Gender war nun ein sehr effektives Instrument geworden, um die seit dem 18. Jahrhundert in den Lebenswissenschaften postulierten ‚natürlichen Wesensunterschiede' von Männern und Frauen und die daraus abgeleitete naturwüchsig erscheinende hierarchische Geschlechterordnung zurückzuweisen. Weil das körperliche Geschlecht, Sex, als unveränderliche Naturgegebenheit und als Schicksal galt, bestand in dieser Phase die starke Tendenz, den Körper abgesehen vom genitalen Bereich als weitgehend irrelevant für die Ausprägungen von Geschlechterdifferenz anzusehen und deren biologische Auslegung als biologistische Geschlechterideologie zu verwerfen. Tendenzen in der Gehirnforschung, die beispielsweise

behaupteten, kognitive Befähigungen wie räumliches Vorstellungsvermögen oder Sprachvermögen seien geschlechtsspezifisch biologisch determiniert, wurde ein ideologisches Interesse an der Aufrechterhaltung einer hierarchischen Geschlechterordnung bescheinigt und entgegengesetzt, dass diese Fähigkeiten vielmehr durch gesellschaftliche Sozialisationsprozesse zustande kämen.

In den ausgehenden 1980er Jahren setzte zunehmend eine Problematisierung der Sex-Gender-Unterscheidung ein, die schließlich zur umfassenden Infragestellung des Sex-Gender-Systems und zur so genannten ‚konstruktivistischen Wende' führte. Diese Veränderungen beruhten auf zwei zentralen aufeinander aufbauenden Schritten: In einem ersten Schritt wurde darauf hingewiesen, dass die Sex-Gender-Unterscheidung den Glauben an ein Zweigeschlechtersystem reproduziere, weil sie unterstelle, dass den weiblichen und männlichen Körpern in paralleler Anordnung durch die Sozialisation genau zwei Geschlechteridentitäten, nämlich die weibliche und die männliche Geschlechteridentität, zugeordnet würden. Stattdessen sei aber zu überlegen, dass auch Zweigeschlechtlichkeit schon eine gesellschaftliche Interpretation beziehungsweise Konstruktion von Geschlecht sei, die in einem rigorosen dualen Kategorisierungs- und Unterscheidungsmechanismus alle Personen in zwei Identitätsschubladen hereinzwänge.

War in diesem ersten Schritt die Parallelität von Körper und Identität hinterfragt worden und damit ein großes Spektrum von Geschlechteridentitäten jenseits binärer Zuordnungen möglich geworden, so zielte der zweite Schritt auf die Ebene der bisher unangetasteten biologischen Geschlechtskörper, also direkt auf Sex. Der zentrale Kritikpunkt war, dass die Unterscheidung Sex-Gender die im 18. Jahrhundert geschaffene Natur-Kultur-Unterscheidung reproduziere und damit die naive Annahme weiterführe, dass Natur einfach ein Gegebenes und unmittelbar Erkennbares sei. Das, was wir Natur nennen, sei aber ebenso wiederum eine gesellschaftliche Interpretation bzw. Konstruktion und einem regen historischen Wandel unterlegen. Eine konstruktivistische Sicht auf Gehirnforschung könnte beispielsweise rekonstruieren, dass die Konstruktion von Gehirnentwicklung als ein weitgehend deterministisch und kontextunabhängig ablaufender Prozess aktuell abgelöst wird von der Konstruktion eines plastischen Gehirns und eines Interaktionsmodells, das Natur und Kultur in Wechselwirkung miteinander sieht.

Mit der ‚konstruktivistischen Wende' verschmolzen also Sex und Gender zu einem übergeordneten neuen Genderbegriff, der auch die Grundlage für neue Analysen des Geschlechtskörpers bilden konnte. Gender bedeutet jetzt: Effekt diskursiver Machtpraktiken, die mittels Naturalisierungen ein rigoroses gesellschaftliches Zwangssystem der Zweigeschlechtlichkeit errichten, das in den Geschlechteridentitäten, in der hierarchischen sozialen Struktur und in den kulturellen Ungleichbewertungen der Geschlechter zum Ausdruck kommt.

Handlungstheoretische und praxeologische Zugänge zu Geschlechterkörpern

Während im Zuge der ‚konstruktivistischen Wende' der Geschlechtskörper also als ein Effekt von Machtpraktiken in den Fokus gerät, treiben neuere sozialwissenschaftliche Körperdiskurse Fragen voran, wie Körper sowohl als Produkt als auch als Produzent von Gesellschaft zu verstehen sind (vgl. z.B. Hahn/Meuser 2002; Gugutzer 2006). Die „Leibvergessenheit", insbesondere in der soziologischen Handlungstheorie bezeichnete Joas (1992) Anfang der 1990er Jahre noch als eine „Art theoretischer Prüderie" (Hahn/Meuser 2002: 19). Diese wurde in den Sozialwissenschaften jedoch schließlich von einem regelrechten ‚Körperboom' abgelöst, der sich analog zur gegenwärtigen „(Inszenierung- und Erlebnis-) Gesellschaft" (Hahn/Meuser 2002: 19) in Empirie und Theorie herausbildete. Dabei stehen sowohl die Auswirkungen gesellschaftlicher Diskurse und Körpernormierungen auf die Konstruktion von Körperlichkeiten als auch die Rolle von Körpern als Handlungs- und Bedeutungsträger in gesellschaftlichen Kontexten im Fokus. Zentrale Frage ist, wie gesellschaftliche Normensysteme gleichzeitig inkorporiert und durch Körper produziert werden.

In den Gender Studies befeuerte Barbara Duden die Debatte um eine „entkörperte" Genderforschung mit ihrer kritischen Schrift „Die Frau ohne Unterleib: zu Judith Butlers Entkörperung" (1993). Im Vorwort zur deutschen Ausgabe von „Körper von Gewicht" begegnet Butler dem Vorwurf der Entkörperung mit der Frage, ob nicht ihre Infragestellung einer Biologie als Schicksal und Zwang einen Weg darstellen könne, um zum Körper zurückzukehren, „dem Körper als einem gelebten Ort der Möglichkeit, dem Körper als einem Ort für eine Reihe sich kulturell erweiternder Möglichkeiten" (Butler 1995: 10f.). Ihr zufolge materialisieren sich Körper im Prozess von symbolischen Wiederholungen und sind in diesem Sinne als Produkt und Effekt performativer Handlungen und von Interaktionsprozessen zu verstehen.

Die beiden ethnomethodologischen Soziolog_innen West und Zimmerman entwickelten bereits 1987 in ihrem Aufsatz „Doing Gender" auf Grundlage handlungstheoretischer Überlegungen, empirischer Untersuchungen und der Anregungen des phänomenologischen Soziologen Alfred Schütz ihren praxeologischen Ansatz. Damit kritisieren sie das Verständnis von Geschlecht als stets gegebener biologischer oder psychischer ‚Faktizität' und betonen die aktive Herstellung von Geschlecht im alltäglichen Handeln durch die Art des Kleidens, Sprechens, der Körpergesten und -mimiken. Verfestigt würden diese Prozesse des *Doing Gender* durch institutionelle Arrangements (Goffman 1994), wie Handlungserwartungen oder auch Rituale, die Geschlecht als soziale Kategorie im Alltag präsent halten (Gildemeister 2004, Gildemeister/Wetterer 1992).

Mit dem Konnex von Geschlechterdifferenzen und der Frage ihrer Aufhebung in Alltag und Praxis hat sich zudem Nancy M. Henley bereits 1977 ausführlich beschäftigt. Sie hat das Verhältnis von Geschlecht, Macht und nonverbaler Kommunikation durchdekliniert anhand unseres Verhältnisses zu Raum, Zeit, Umwelt und Sprache sowie hinsichtlich unseres Benehmens, Augenkontakts, Gesichtsausdrucks, unserer Posen, Gesten, Körperbewegung und Berührungen. Eine Übertragung in den Kontext zeitgenössischer Diskurse, vor allem des

bereits genannten *Doing Gender*-Ansatzes, führte Gitta Mühlen Achs (2003) durch. Aufbauend auf den grundlegenden Erfahrungen erster Berührungen in den Kindertagen spürt sie den Körperidealen, der Körpersprache und symbolischen Bedeutung von Geschlecht in den Medien, insbesondere in der Werbung sowie in alltäglichen Praktiken nach.

Bereits diese Auseinandersetzungen mit Körperpraktiken und -strategien macht deutlich, dass die Überwindung der Entgegensetzung von natürlicher und kultureller Sphäre, von körperlicher Determiniertheit versus sozialer Veränderbarkeit von Geschlecht zugunsten des praxeologischen Ansatzes von einem durch soziale Handlungen formbaren Körper nicht nur Bestandteil wissenschaftlicher Debatten ist. Veränderbare Körper haben Konjunktur in der westlichen Gegenwartsgesellschaft. Körperformungen und Selbsttechnologien rund um den Körper sind dabei eng verbunden mit dem Postulat, Eigenverantwortung zur Herstellung körperlicher Leistungsfähigkeit zu übernehmen. Körperarbeit und die Optimierung des eigenen Körpers werden in diesem Zusammenhang als Erfolgsfaktoren verhandelt, um Einfluss auf die eigene soziale Positionierung zu gewinnen. Im Zuge dieser Optimierungsparadigmen verliert der Körper zwar auch im gesellschaftlichen Feld seine scheinbar naturgegebene Schicksalhaftigkeit und *Embodiment* wird als individuelle Realisierung des eigenen Körpers in sozialen Kontexten verhandelt. Pierre Bordieus Habituskonzept (1976) zur Verbindung von körperlichem und sozialem Kapital als individuelles ebenso wie gesellschaftliches Projekt ist hier zu verorten.

Gleichzeitig ist der Körper aber auch Ansatzpunkt und Mittel struktureller Ordnungen im Rahmen moderner Biopolitiken und neuer Formen der Gouvernementaliät (Maasen 2008; Villa 2008), in denen bestimmte Körpernormen wiederum diskursiv festgeschrieben werden: Leistungsstarke, fitte, gesunde, schlanke Körper werden entlang von Geschlechternormen modifiziert, angepasst und eingesetzt. Und nicht zuletzt in diesem Bereichen ist das Zusammenwirken von „Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht“ heute im Fokus feministischer Analysen.

Die ‚materielle Wende‘: eine (nicht so) neue Debatte

Der Anspruch, Körperprozesse in der feministischen Debatte zu berücksichtigen, führte immer wieder zu einem Rekurs auf die *Nature-Nurture*-(Anlage-Umwelt)-Debatte und zu einer wiederkehrenden Kontroverse um die Begriffe Sex und Gender. Aus der Perspektive der *Feminist Science Studies* plädieren Lynda Birke (2003) und Anne Fausto-Sterling (2003) für die intensivere Auseinandersetzung mit biologischen Aspekten der Geschlechtlichkeit in enger Verschränkung mit sozio-kulturellen Aspekten in der Geschlechtsentwicklung. Sie argumentieren, dass die symbolische Inklusion von Sex in Gender immer wieder die Gefahr mit sich führe, dass die Erforschung körperlicher Prozesse den Naturwissenschaften vorbehalten bleibe und damit die Naturalisierung sowie Essentialisierung von Geschlechterzuschreibungen verstärkt werde. Stattdessen schlagen sie vor, das vorkonstruktivistische Sex-Gender-System in einer modifizierten Form wieder

aufzunehmen und jetzt körperliche und soziale Prozesse als untrennbar miteinander verquickte und aufeinander angewiesene Wirkkomponenten bei der Entwicklung von Geschlechtereigenschaften zu verstehen.

Prozessuale Analysen unter Einbezug biologischer und sozialer Faktoren werden hier eingesetzt, um zu zeigen, dass Fähigkeiten und Merkmale von Körpern, also auch von Geschlechtskörpern, das Ergebnis einer komplexen Wechselwirkung von biologischen Dispositionen, sozialen Einflüssen und Praktiken (z.B. Fausto-Sterling et al. 2012a, 2012b) seien. Anstatt also Sex und Gender bei der Suche nach der Ursache von Geschlechteridentität in einem konfrontativen Entweder-oder-Streit weiter gegeneinander auszuspielen, wie das lange Zeit in der *Nature-Nurture*-Debatte geschehen ist, führt ein neues Verständnis von körperlicher Entwicklung als nicht mehr determinierter, sondern plastischer, umweltoffener und kontextsensitiver Prozess endlich zu einer Beilegung dieser Kontroversen.

Die Aufhebung der scharfen Trennung von Sex und Gender wird in den letzten Jahren aus verschiedensten disziplinären und interdisziplinären Perspektiven unter dem Begriff *Embodiment* (‚Verkörperung') diskutiert (zur Übersicht s. Schmitz/Degele 2010). Ziel ist es, den ‚kulturellen Naturkörper' und den ‚natürlichen Kulturkörper' theoretisch zu begreifen und empirisch zu erfassen, ohne in die klassischen Dichotomien zwischen Sex als natürlicher/schicksalhafter Festlegung und Gender als sozio-kulturell angeeigneter Identität und gesellschaftliche Konstruktion zurück zu fallen. Das Zusammenführen der Ansätze aus den *Feminist Science Studies* und der oben ausgeführten körpersoziologischen Perspektive führt darüber hinaus zu einer dynamischen Konzeption, die unter dem Begriff des *Embodying* (Schmitz/Degele 2010) die permanente gegenseitige Modifikation von Sozialem durch Körper und von Körperprozessen durch Soziales fasst. Auf der metatheoretischen Perspektive der konstruktivistischen Geschlechterforschung wird inzwischen dieses neue begriffliche Verständnis und Verhältnis von Sex und Gender als eine neue aktuelle Körperkonstruktion reflektiert und historisch kontextualisiert (Palm 2013).

Der Entwurf neuer Konzepte wie *Embodiment* und *Embodying* sind nicht die einzigen spannenden Veränderungen in der gendertheoretischen Körperdebatte. Eine zweite zentrale Theorienentwicklung betrifft die Frage zum Verhältnis materieller Komponenten und bedeutungserzeugender Instanzen bei der Konstruktion von Körperphänomenen. Dem menschlichen Geist, menschlichen Symbolsystemen, Sprache und Diskurs – lange Zeit unangefochtene Monopole bei der Konstruktion der Welt – werden inzwischen weitere schöpferische Instanzen und Prozesse zur Seite gestellt. Agentialität von Körperlichkeit tritt hier, wie schon in phänomenologischen Debatten, wieder in den Fokus, allerdings nicht im Sinne von intentionaler Handlungsmächtigkeit, sondern eher von symbolisch aktiver Wirkmächtigkeit. Unter der Perspektive des *Feminist Materialism* (zur Übersicht Alaimo/Hekman 2008) geht es in den letzten Jahren darum, genauer zu hinterfragen, wie sich Körperphänomene als dynamische Konstituierungen in intra-aktiven Netzwerken von untrennbar miteinander verquickten materiellen Prozessen, technischen Apparaturen und bedeutungsgenerierenden Praxen rea-

lisieren. Rosi Braidottis nomadische Subjekte, Donna Haraways materiell-semiotische Cyborgs und Monster oder Karen Barads *Agential Realism* fordern den feministische Diskurs (wieder) heraus, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie körperlicher Materialisierung und die darin agierenden Komponenten in Konzepte gesellschaftlicher Geschlechterkonstruktionen einzubeziehen sind, ohne Materialität zu essentialisieren, aber auch ohne materielle Prozesse vollständig diskursiv aufzulösen (zur Übersicht Dolphijn/van der Tuin 2012). Mit ihrem onto-epistemologischen Rahmenwerk stellt Barad die Untrennbarkeit von Sein (Ontologie) und Wissen (Epistemologie), also von Materiellem und Diskursivem als zentrale These in den Mittelpunkt, um aus dieser Perspektive die Möglichkeit des Verständnisses von Welt als konstruierter Realität (*Agential Realism*) zu verbessern (Barad 2007). Dabei geht es nicht um die Prägung einer scheinbar präexistierenden Natur durch Kultur und auch nicht allein darum, durch die kulturelle Linse des Diskurses auf Natur zu schauen. Stattdessen bleibe das eine vom anderen nie unbeeinflusst, Phänomene der realen Welt konstituierten sich immer erst als Ausdruck einer fortwährenden Intra-Aktion verschiedener Agentialitäten. Inwieweit die Ansätze des *Feminist Materialism* im Vergleich zu den schon lange bestehenden Ansätzen der *Feminist Science Studies* als neu einzustufen sind und ob die ‚materielle Wende' umgekehrt nicht wiederum eine Re-Ontologisierung fördert, die der Materie Priorität über Diskursivität einräumt, ist dabei ebenfalls Bestandteil der aktuellen feministischen Debatte (zur Übersicht van der Tuin 2011).

Zu den Beiträgen

Im ersten Beitrag „Die Beziehung von Geschlecht, Körper und Identität als rekursive Responsivität. Eine Skizze" macht **Stefanie Duttweiler** den Begriff der ‚Responsivität', den der Leibphänomenologe Bernhard Waldenfels in Anlehnung an Merleau-Ponty geprägt hat, für die Geschlechterforschung fruchtbar. Unter Responsivität lässt sich mehr als eine triviale Reziprozität von Stimulus und Response verstehen, vielmehr meint es einem Anspruch geschuldete, fragend-antwortende Bezogenheit. Auf dieser Grundlage untersucht Duttweiler die Beziehung zwischen Geschlecht, Körper und Identität als eine der rekursiven Responsivität. Fragend-antwortend bezögen sich diese unterschiedlichen Dimensionen des Selbst wechselseitig aufeinander und würden sich erst in dieser Bezugnahme ausdifferenzieren. Die Autorin betont die unabgeschlossene Bewegung dieses Wechselwirkungsprozesses und dessen unauflösliche Verbundenheit mit der sozialen Ordnung und ihren Machtrelationen. Damit stößt Duttweiler eine durch die Phänomenologie inspirierte Debatte an, die – um wiederum mit Butler zu sprechen – den Körper auf seine geschlechtlichen und identitären Dimensionen hin als einen „Ort für eine Reihe sich kulturell erweiternder Möglichkeiten" (Butler 1995: 10f.) befragt. Oder – um mit der Phänomenologin Regula Guiliani zu sprechen, mit der Duttweiler ihren Beitrag auch beschließt – innerhalb dieses triadischen Responsivitätsverhältnisses ließe sich die Freiheit

des Subjekts nicht als Willensentscheidung begreifen, sondern vielmehr als eine kreative Antwort innerhalb von Möglichkeitsspielräumen.

Der zweite Beitrag „‚Alles Ruinen hier, die Häuser und die Körper…'. (Un-)Männliche Körper und Identitäten in Christa Krachts ‚Faserland' und Helmut Kraussers ‚Fette Welt'" demonstriert explizit die Produktivität von Butlers Materialisierungstheorie für die Literaturwissenschaften. Ausgehend vom Butler'schen Konnex zwischen vergeschlechtlichter Subjektivierung und körperlicher Materialisierung untersucht **Mascha Vollhardt** die De/Konstruktion männlicher Körper und Identitäten in zwei viel beachteten Romanen der 1990er Jahre, „Faserland" (1995) von Christian Kracht und „Fette Welt" (1992) von Helmut Krausser. Sie beschreibt, wie Krachts namenloser Protagonist weder durch seine Identität noch durch seinen Körper eindeutig als männlich definiert ist. Sein in drastischen körperlichen Vorgängen geschildertes Scheitern, eine Identität oder wenigstens Liebe, Freundschaft und Anerkennung zu finden, führt letztlich zu einem angedeuteten Selbstmord. Im Vergleich zum Protagonisten aus „Faserland" hat, so die Autorin, der Protagonist namens Hagen in „Fette Welt" mehr Erfolg bei dem Versuch, eine männliche Subjektposition zu besetzen. Hagen ist ein obdachloser Poet, der sich bewusst dafür entschieden hat, abseits der bürgerlichen Gesellschaft zu leben. Sein vormals dreckiger und kranker Körper transformiert sich im Laufe des Romans symbolisch von einem triebgeleiteten und körperverfallenen Schwein zu einem intelligenten, würdevollen Elefanten. Die beiden Romane von Kracht und Krausser erweisen sich damit als interessante Beispiele für die Thematisierung krisenhafter männlicher Identitäten, die über Körperformationen und -transformationen verhandelt werden.

Beate Schmucks Arbeit zu „‚Paper Dolls für Nixon!' Polit-modische Instrumentalisierung von Frauenkörpern im US-amerikanischen Wahlkampf 1968" erweitert dann die Perspektive von der individuellen Ebene auf den Bereich der gesellschaftlichen Instrumentalisierungen von Körperinszenierungen und Körperpraktiken. Mit einem kultur- und medienwissenschaftlichen Ansatz analysiert sie habituelle Inszenierung der *Campaign-girls* im Wahlkampf für Richard Nixon. Sie zeigt in detaillierten Bildanalysen auf, wie junge Frauen als *Nixonettes* in hypermodischer Papierkleidung mit aufgedruckten politischen Wahlkampflogos eingesetzt wurden, um über eine performative weibliche Sexualisierung vor allem junge, zumeist unpolitische Wähler_innengruppen anzusprechen. Die zielgerichteten choreographischen Inszenierungen von Kleidung, Körperrepräsentationen, uniformen Verhaltensmustern, Gestik und Sprache zu einem ‚Corporate Design' zeigen, so Schmuck, wie jugendliche und weibliche Körperlichkeiten als ästhetisierte Transformatoren im Rahmen polit-modischer Strategien eingesetzt wurden.

Miriam Kanne fokussiert in ihrem Beitrag „Von ‚dicken, blonden Flechten' und ‚hängendem Haar'" auf das „Frauenhaar als pars pro toto für kulturelle Ordnungen und Brüche am Beispiel literarischer ‚Heimat'-Bilder". Zunächst in einem literaturhistorischen Abriss zeigt die Autorin, wie in der klassischen Heimat(kunst)schreibung der Bild-Begriff ‚Heimat' im ausklingenden 19. und frühen 20. Jahrhundert durch den Vergleich eines Staates mit einem menschlichen (mütterlichen) Körper in programmatischer Weise politisiert worden

ist. Im Blut-und-Boden-Phantasma des Nationalsozialismus wurde dieser Vergleich schließlich radikalisiert und im sozialistischen Heimatbegriff weiter fortgeführt. Des Weiteren beschäftigt sie sich mit klassischen Texten – wie von Berthold Auerbach „Barfüßele, Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte" (1856); Gustav Frenssen „Jörn Uhl" (1901); Ludwig Ganghofer „Der Klosterjäger" (1892) und „Der Ochsenkrieg" (1914) sowie Hermann Löns „Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik" (1910) –, in denen ‚Weiblichkeit', ‚Geschlecht' und ‚Geschlechterdifferenz' über Darstellungen des Haars produziert und wiederum zur Repräsentation von ‚Heimat' verwendet werden. Abschließend weist sie exemplarisch an Erzähltexten der Gegenwartsliteratur – Erica Pedrettis Roman „Engste Heimat" (1995), Waltraud Anna Mitgutschs Roman „Die Züchtigung" (1985) sowie Helga Maria Novaks Romanserie „Die Eisheiligen" (1981) und „Vogel Federlos" (1982) – nach, wie diese das motivische Inventar neu kontextualisieren und durch Verzerrungen auf deren inhärente Auslieferungen und Zurichtungen hin ausloten. Kanne verweist damit einmal mehr auf die enge Verknüpfung des Körpers, hier symbolisiert durch das Frauenhaar und Haarpraktiken, mit Diskursen der Macht, deren Logik zu durchbrechen sich Autorinnen der Gegenwartsliteratur zur Aufgabe gestellt haben.

Technofeministische Diskurse nimmt **Birgit Stammberger** in ihrem Beitrag „Feministisches Maschinendenken. Subjektphilosophische und wissenschaftskritische Perspektiven" zum Ausgangspunkt für ihre subjektphilosophische Rekonstruktion des Maschinenbegriffes mit Hilfe einer wissenschaftshistorischen Analyse des Lacan'schen Maschinenmodells. Anhand der Gegenüberstellung poststrukturalistisch-cyberfeministischer und leibphänomenologischer Kritikansätze arbeitet sie zunächst die Ambivalenzen einer feministischen Positionierung zur Entwicklung von Körper-Technik-Hybridisierungen heraus: zwischen den Polen einer Neukonzeptionierung von Körperidentität und Subjektkonstitution im Rahmen techno-hybrider Praktiken (und auch hier spielen Haare wieder eine wichtige Rolle) und der Kritik an techno-deterministischer Normierung unter Verlust der Leibperspektive. Diese Ambivalenz für eine erweiterte Konzeption der Subjektivierung zu nutzen, ist das Ziel der weiteren Analyse von Stammberger. Mit Lacan plädiert sie für die Erweiterung des Maschinenbegriffs als ein Mittel zur Kategorisierung der vielfältigen und ineinandergreifenden Facetten von Subjektivierung auf materieller, symbolischer und struktureller Ebene. Stammbergers epistemologisch ausgerichteter Ansatz, den Maschinenbegriff sowohl als epistemologisches Ordnungsschema als auch als konstituierend für Prozesse der Subjektivierung zu begreifen, eröffnet damit für die technofeministische Debatte neue und herausfordernde Diskussionsperspektiven.

Durch das Interview mit der US-amerikanischen *Public-Health*-Professorin **Nancy Krieger** wird dieser Schwerpunkt mit einer emanzipativen biomedizinischen Perspektive auf den Körper bereichert. Krieger tritt im Rahmen ihrer ökosozialen Theorie und ihres *Embodimentansatzes* entschieden dafür ein, Phänomene von Gesundheit und Krankheit nicht als rein biologische Gegebenheiten zu verstehen, sondern als Ergebnis komplexer sozialer Einwirkungen auf körperliche Vorbedingungen, die wiederum eine Folge miteinander wechselwirkender

biologischer und sozialer Faktoren sind. Auf dieser Basis werden verschiedene gruppenbezogene Gesundheitszustände nicht mehr einfach mit Parametern wie ‚sex' und 'race' korreliert, sondern mit den Bedingungen sozialer Ungleichheit, d.h. mit ‚sexism' und ‚racism'. Sie demonstriert ihre Sichtweise anschaulich an verschiedenen Beispielen wie Lungen- oder Brustkrebs und erläutert ausführlich, welche empirischen Instrumente sie zur Erhebung des sozialen Kontextes der Teilnehmer_innen ihrer Studien entwickelt hat. Abschließend macht sie deutlich, dass die Gesundheitsforschung ohne die Embodimentperspektive nicht nur zu reduzierten und teilweise falschen Ergebnissen führt, sondern mit ihren Aussagen die gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnisse sogar manifestieren und legitimieren hilft. Dem Interview angefügt ist eine instruktive Bibliographie mit zentralen Texten von Nancy Krieger, die zum Weiterlesen einladen.

Drei Rezensionen beschließen die Beiträge dieses Heftes: Die Soziologin **Gerlinde Mauerer** kommentiert das 2010 erschienene Buch „Krankheit und Geschlecht. Feministische Philosophie und psychosoziale Beratung" von Bettina Zehetner und würdigt deren gelungenen Brückenschlag zwischen feministischer Theorie und Beratungspraxis. Die Sozial- und Genderwissenschaftlerin **Lisa Krall** macht mit ihrer Rezension zum 2012 erschienen Band „Interventionen gegen die deutsche Beschneidungsdebatte" von Zülfukar Çetin, Heinz-Jürgen Voss und Salih Alexander Wolter auf die komplexe Argumentationsbreite dieser Debatte aufmerksam. Die Politik- und Geschichtswissenschaftlerin **Anna Leyrer** stellt die beiden 2012 publizierten Bücher von Alain Badiou und Barbara Cassin „Es gibt keinen Geschlechtsverkehr. Zwei Lacanlektüren" sowie Jean-Luc Nancys – sich Lacans Klassiker widersetzende – Schrift „Es gibt – Geschlechtsverkehr" vor. Die Autorin arbeitet Differenzen und Gemeinsamkeiten der drei sprachanalytisch motivierten Auseinandersetzungen mit Lacans provokanter Negierung des Geschlechtsaktes heraus. Sie zeigt auf, wie sie auf je individuelle Weise die verschiedenen Implikationen, die in dem französischen Wort für das Verhältnis – *rapport* – mitschwingen, entfalten und dabei eine eigene Theorie des Begehrens und der Liebe entwickeln.

Korrespondenzadressen/correspondence addresses

Dr. Marion Mangelsdorf
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Zentrum für Anthropologie und Gender Studies
Belfortstraße 20, D-79098 Freiburg im Breisgau
gender@uni-freiburg.de

Prof. Dr. Kerstin Palm
Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät I
Institut für Geschichtswissenschaften
Friedrichstr. 191-193, D-10117 Berlin
kerstin.palm@hu-berlin.de

Prof. Dr. Sigrid Schmitz
Professur Gender Studies, Universität Wien
Fakultät für Sozialwissenschaften
Institut für Sozial- und Kulturanthropologie
Alserstraße 23, Top 22, A-1080 Wien
sigrid.schmitz@univie.ac.at

Anmerkungen

1 Vgl. hierzu ausführlich Mehlmann (2006, insbes. S. 31-79) und Palm (2011).

Literatur

Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (2008): Introduction: Emerging Models of Materiality in Feminist Theory. In: Alaimo, S./Hekman, S. (Hrsg.): Material Feminisms. Bloomington: Indiana University Press, S. 1-10.

Barad, Karen (2007): Meeting The Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham/London: Duke University Press.

Bethmann, Stephanie/Degele, Nina (2013): „The content varies, the mechanisms don't" Interview with Sarah Fenstermaker on the everyday practices of Doing Gender. In: Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 19, 1, S.85-99.

Birke, Lynda (2003): Shaping biology. Feminism and the idea of ‚the biological'. In: Williams, S. J./Birke, L./Bendelow, G. A. (Hrsg.): Debating Biology. Sociological Reflections on Health, Medicine and Society. London: Routledge, S. 39-52.

Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2005 [franz. 1988]): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Berlin: Berlin Verlag.

Dolphijn, Rick/van der Tuin, Iris (2012): New Materialism: Interviews & Cartographies. Open Humanities Press.

Duden, Barabara (1993): Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. In: Feministische Studien 11, S. 24-33.

Fausto-Sterling (2000): Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books.

Fausto-Sterling, Anne (2003): The problem with sex/gender and nature/nurture. In: Williams, S. J./Birke. L./Bendelow. G. A. (Hrsg.): Debating Biology. Sociological Reflections on Health, Medicine and Society. London: Routledge, S. 123-132.

Fausto-Sterling, Anne (2005): The Bare Bones of Sex. Part I. Sex & Gender. In: Signs 30, 2, S. 1491-1528.

Fausto-Sterling, Anne (2008): The Bare Bones of Race. In: Social Studies of Science 38, 5, S. 657-694.

Fausto-Sterling, Anne/Coll, Cynthia Garcia/Lamarre, Meghan (2012a): Sexing the baby: Part 1 – What do we really know about sex differentiation in the first three years of life? In: Social Science & Medicine 74, S. 1684-1692.

Fausto-Sterling, Anne/Coll, Cynthia Garcia/Lamarre, Meghan (2012b): Sexing the baby: Part 2 Applying dynamic systems theory to the emergences of sex-related differences in infants and toddlers. In: Social Science & Medicine 74, S. 1693-1702.

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zwei-Geschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie (Forum Frauenforschung. Bd. 8). Freiburg: Kore Verlag, S. 201–254.

Gildemeister, Regine (2004): Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, R./ Kortendiek, B. (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (Geschlecht und Gesellschaft. Bd. 35). Wiesbaden: VS, S. 132–141.

Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M./New York: Campus.

Goffman, Erving (2001 [1977]): Das Arrangement der Geschlechter. In: Knoblauch H. (Hrsg.): Interaktion und Geschlecht.

Frankfurt/M./New York: Campus, S. 105-158.

Gugutzer, Rogert (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Ders. (Hrsg.): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld: transkript, S. 9-53.

Hahn, Cornelia/Meuser, Michael (Hrsg.) (2002): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz: UVK

Jäger, Ulle (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie: Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Sulzbach: Helmer.

Joas, Hans (1992): Die Kreativität des Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Maasen, Sabine (2008): Bio-ästhetische Gouvernementalität – Schönheitschirurgie als Biopolitik. In: Villa P.-I. (Hrsg.): Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript, S. 99-118.

Mehlmann, Sabine (2006): Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts geschlechtlicher Identität. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

Mühlen Achs, Gitta (2003): Wer führt? Körpersprache und die Ordnung der Geschlechter. München: Frauenoffensive.

Palm, Kerstin (2011): Nature-Nurture-Debatte und Konstruktivismus-Realismus-Streit. Fachspezifische Schauplätze um emanzipative Körpertheorien. In: Bogusz T./Sørensen E. (Hrsg.): Naturalismus | Konstruktivismus. Zur Produktivität einer Dichotomie. Berlin, S. 22-32.

Palm, Kerstin (2013): Gene als Bioarchive sozialer Positionierungen? Gendertheoretische Betrachtungen neuer biologischer Embodimenttheorien. In: Zettelbauer, H./Aiglsberger, I./Benedik, S./Kogler, N./Sonnleitner, K. (Hrsg.): embodiment | Verkörperungen (im Erscheinen).

Schmitz, Sigrid/Degele, Nina (2010): Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In: Degele, N./Schmitz, S./Mangelsdorf, M./ Gramespacher, E. (Hrsg.): Gendered Bodies in Motion. Leverkusen: Budrich UniPress, S. 13-36.

Stoller, Silvia/Vetter, Helmut (Hrsg.) (1997): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV.

van der Tuin, Iris (2011): 'New Feminist Materialisms – Review Essay'. In: Women's Studies International Forum 34, 4, S. 271-277.

Villa, Paula-Irene (2006): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 3. Aufl. Wiesbaden: VS.

Villa, Paula-Irene (2008): „Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung". In: Dies. (Hrsg.): Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript, S. 245-272.

West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society 1, 2, S. 125–151.

West, Candace/Fenstermaker, Sarah (1995): Doing Difference In: Gender & Society 9, 1, S. 8–37.

Wetterer, Angelika (2010): Körper Wissen Geschlecht. Zu Geschlechterwissen und sozialer Praxis. Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 19/2: 19-36

Stefanie Duttweiler

Die Beziehung von Geschlecht, Körper und Identität als rekursive Responsivität. Eine Skizze

Zusammenfassung: Ausgehend von der modernen Zumutung, Körper, Geschlecht und Identität nicht nur zu haben, sondern auch sein zu müssen ohne es je abschließend sein zu können, gehe ich der Frage nach, wie Körper, Geschlecht und Identität aufeinander bezogen sind. In Anlehnung an Bernhard Waldenfels wird die Beziehung von Körper, Geschlecht und Identität als eine Beziehung rekursiver Responsivität vorgestellt. Damit soll deutlich gemacht werden, dass Körper, Geschlecht und Identität aneinander anknüpfen, – ohne hierarchisch aufeinander bezogen zu sein, ineinander aufzugehen oder sich zu determinieren. Sie fungieren, so die These, wechselseitig als unabschließbare Fragen und Antworten – und gewinnen ihre Konturen erst in dieser und durch diese Bewegung. Dabei ist nicht einfach vorgegeben, was als Frage gilt, vielmehr ergibt sie sich erst in der antwortenden Bezugnahme, die eingelassen ist in die soziale Ordnung. Zwischen Körper, Geschlecht und Identität ergibt sich ein Spalt, der für Prozess des Werdens von Geschlecht, Körper und Identität konstitutiv ist.

Schlagwörter: Körper; Leib; Geschlecht; Identität; Responsivität.

The Relation of Gender, Body and Identity as Recursive Responsivity. A Sketch

Abstract: Based on the modern demand to not only possess but also to incorporate body, gender and identity – without ever being able to completely be it – I pose the question in which ways body, gender and identity are related to one another. Following Bernhard Waldenfels, the relation of body, gender and identity is understood as a relation of recursive responsivity. This means to emphasize body, gender and identity as being connected to each other without ever being related to each other in a hierarchical way; neither intertwining with each other nor determining each other, but rather serving as mutually interminable questions and responses – and herewith evolving into their respective shapes. However, the question in itself is never predefined. Rather, the question develops only by responsive reference, the responsive reference being embedded in the social order. Thus, a gap emerges between body, gender and identity, a gap which is constitutive to the process for the becoming of body, gender and identity.

Keywords: body; lived body; gender; identity; responsivity.

Wollte man eine griffige Formel dafür finden, was mit dem Begriff Identität zu fassen versucht wird, so hieße sie: Es ist die Antwort auf die Frage ‚Wer *bin* ich?' Sich diese Frage zu stellen und immer neue, situationsspezifische Antworten darauf zu geben, ist auch heute unumgänglich. Denn die Gestaltung der eigenen Identität ist zu einem Projekt geworden, die moderne ‚Zumutung', „sich durch Bezug auf seine Individualität zu identifizieren" (Luhmann 1993: 215), ist größer denn je. In unzähligen Beratungs-, Coaching- und Therapieformaten

© 2013 Budrich Unipress. 10.3224/09489975213

wird expertengestützt dazu angeleitet, die eigene Identität und Individualität auszubauen und sie zugleich flexibel zu halten (Duttweiler 2007). Das zeigt sich auch im Hinblick auf das Geschlecht: Essentialistische Vorstellungen von Geschlecht und Geschlechterdifferenz werden theoretisch dekonstruiert und alternative geschlechtliche Wirklichkeiten (Schirmer 2010) erprobt. Doch weder für die Lebensführung der Einzelnen noch für soziale Interaktionen oder die Sozialstruktur ist Geschlecht irrelevant geworden. Auch im Hinblick auf Körper ergibt sich ein ähnliches Bild: Körper werden als radikal gestalt- und veränderbar konzipiert (Duttweiler 2003), umfangreiche Körperveränderungen, die zugleich als Geschlechtsvereindeutigungen und Identitätsstabilisatoren fungieren, sind selbstverständlicher Teil von Alltagspraktiken geworden und populäre Medienformate wie die RTL2-Serien „endlich schön" oder „Transgender. Mein Weg in den richtigen Körper" führen die (Neu-)Konstruktionen von Körpern und Geschlechtern einem Massenpublikum vor Augen. Doch zugleich soll am Körper das vermeintlich ‚innere Selbst' zum Ausdruck kommen, er fungiert als Garant der Authentizität.

Es ergibt sich mithin eine paradoxe Situation: Geschlecht, Körper und Identität werden theoretisch und in vielfältigen Praktiken der Arbeit an sich selbst verflüssigt und sind zugleich weiterhin lebenspraktisch hoch relevant. Das tangiert auch den Zusammenhang zwischen Körper, Geschlecht und Identität – sie werden in ein und derselben Bewegung gelockert und gefestigt. Es lohnt sich also die spezifische Beziehung von Geschlecht, Körper und Identität näher zu betrachten, denn hier zeigt sich die aktuelle Form des Subjekts.[1]

Ich werde im Folgenden diese komplexe Beziehung von Geschlecht, Körper und Identität als eine Beziehung rekursiver Responsivität beschreiben. Geschlecht, Körper und Identität,[2] so meine These, sind nicht ineinander überführbare Dimensionen des Selbst, die in einer nicht-hierarchischen Beziehung zueinander stehen. Sie beziehen sich fragend-antwortend aufeinander und werden in dieser Bezugnahme zuallererst ausdifferenziert. Die Bewegung der wechselseitigen Bezugnahme ist somit eine der doppelten Hervorbringung: In der Bewegung der wechselseitigen Bezugnahme werden Geschlecht, Körper und Identität als solche konstituiert und in derselben Bewegung entsteht etwas, das mit der Bezeichnung ‚Selbst' zu umschreiben versucht wird.[3]

Um diese These zu explizieren werde ich in dieser lediglich in groben Strichen vorgetragenen Skizze zunächst das Konzept der rekursiven Responsivität einführen und in einem zweiten Schritt grundsätzliche Überlegungen zu Geschlecht, Körper und Identität anstellen. Dabei werde ich ausführen, dass Körper, Geschlecht und Identität ihr ‚Sein' erst in der Auseinandersetzung mit den Fragen entfalten, die sich aus dem ‚Haben' von Geschlecht, Körper und Identität ergeben. Abschließend werden die Befunde zusammengeführt und der Fokus auf die Herausbildung des Selbst gelegt.

Responsivität

Mit der Einführung des Begriffes der ‚Responsivität', den Bernhard Waldenfels (1994) in Anlehnung an Merleau-Ponty geprägt hat, möchte ich ein phänomenologisches Konzept für die interdisziplinäre Geschlechterforschung fruchtbar machen und auf die wechselseitigen, fragend-antwortenden Beziehungen von Körper, Geschlecht und Identität ausdehnen.[4]

Die Figuration von Frage und Antwort bekommt dabei eine besondere Fassung. Denn mit Waldenfels kann man die Frage als etwas verstehen, das sich aufdrängt, das befremdet oder staunen lässt, das auffällt, anreizt, auffordert und nicht zur Ruhe kommt – die Frage stellt einen Anspruch. „Es könnte sein, dass die Frage erst dann sie selbst ist, wenn sie von einem anderen her gedacht wird – als Anspruch, der uns in Frage stellt und auf den zu antworten ist" (Waldenfels 1994: 186). Antworten bedeutet dementsprechend „ein Eingehen auf einen Anspruch, der sich erhebt und von anderswoher kommt" (ebd.: 188). Das Ereignis des Antwortens umschließt dabei „jedes Eingehen auf einen Anspruch" (ebd.: 322), sei er sprachlich und außersprachlich als Handlung.

Die Frage erhebt dabei einen Anspruch auf Antwort, ohne sie selbst herbeizuführen und ohne das Wie der Antwort zu determinieren. „Was zu tun ist, liegt weder in den Dingen, noch steht es in den Sternen. Es ist zu erfinden, doch ausgehend von einer *Unausweichlichkeit,* die nicht unserer Wahl unterliegt" (Waldenfels 2000a: 314). Auch wenn der Frage eine Aufdringlichkeit und Unausweichlichkeit zukommt, erscheint sie nur als solche, indem wir darauf antworten. Frage und Antwort existieren also nicht unabhängig voneinander – sind aber dennoch radikal voneinander geschieden. Zwischen Frage und Antwort ergibt sich ein Spalt, sie knüpfen aneinander an ohne sich zu verknüpfen.

> Eine Antwort, die völlig begründet wäre, wäre keine Antwort, die eine Kluft überquert, sondern eine Schlussfolgerung, die eine Linie auszieht. Der Spielraum zwischen Frage und Antwort behält etwas Abgründiges, ohne das Frage und Antwort nicht wären, was sie sind, nämlich zerbrechliche Stege und zerreißbare Seile. (Waldenfels 1987: 178)

Frage und Antwort sind also weder beziehungslos noch fügen sie sich zu einem Ganzen zusammen, ihre Beziehung ist als Diastase, als ein „Auseinandertreten, das in der Bezugnahme selbst erfolgt" (ebd.: 234) zu denken. Durch und in diesem Prozess des Auseinandertretens verfestigen sich zugleich die Seiten, das heißt: Erst im Ereignis des Antwortens werden die Frage und die Antwort als solche konstituiert.

Responsivität meint mithin eine einem Anspruch geschuldete, fragend-antwortende Bezogenheit, die mehr ist als eine triviale Reziprozität von Stimulus und Response. Mit der Ausweitung dieses Konzepts auf die Beziehung zwischen Geschlecht, Körper und Identität soll dementsprechend deren wechselseitige Bezogenheit und Verwiesensein und zugleich deren Eigenständigkeit akzentuiert werden. Mit der Erweiterung des Begriffes Responsivität um das Adjektiv rekursiv möchte ich darüber hinaus das nicht-hierarchische Verhältnis,

die Unabschließbarkeit und das sich zirkulär Wiederholende und damit sich Verdichtende des Prozesses betonen. Denn was Frage und was Antwort ist, steht gerade nicht von vornherein fest. Geschlecht, Identität und Körper fungieren mithin wechselseitig als Frage, d.h. als Anreize und Ansprüche, die Antworten provozieren – und konstituieren sich in diesem Prozess erst als zu unterscheidende Phänomene. Im Folgenden möchte ich darlegen, dass Geschlecht, Körper und Identität deshalb füreinander ‚aufdringlich' (King 2004) werden und zu einer Antwort herausfordern können, da sie sich in einer spannungsreichen Bewegung zwischen ‚Haben' und ‚Sein' entfalten.

Geschlecht

Geschlecht war und ist für viele wissenschaftliche Disziplinen eine unendlich produktive Frage. Unstrittig ist über alle Disziplingrenzen dabei vor allem Folgendes: jeder Mensch ‚hat' ein Geschlecht; Geschlecht ist eine prozessuale Differenzkategorie und Geschlecht steht in Beziehung zum Körper. Menschen ‚haben' ein Geschlecht, das scheint unbestreitbar – auch wenn gerade nicht klar ist, welche ‚Materialität' Geschlecht zukommt, was dieses ‚Haben' für die Einzelnen bedeutet und auch wenn das Geschlecht eines Menschen nicht immer eindeutig bestimmbar ist. Ein Geschlecht zu ‚haben' ist derzeit eingelassen in die soziale Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit. Sie realisiert sich in historisch und kulturell je spezifischen sozialen Praktiken der Differenzierung[5] als *Differenz* zwischen Frauen und Männern,[6] die in diesen Praktiken als solche zuallererst hervorgebracht und in den Einzelnen wirksam wird. Erst zögerlich werden dabei Zwischenformen oder Geschlechtsweisen jenseits der Zweigeschlechtlichkeit sicht-, denk- und lebbar.

Anders ausgedrückt: Geschlecht entsteht in nie abgeschlossenen Praktiken der Vergeschlechtlichung. Es wäre jedoch falsch, den Prozess des Werdens überzubetonen und Geschlecht flapsig auf die Formel zu reduzieren: ‚Geschlecht ist nicht, Geschlecht wird.' Das wäre entschieden verkürzt, denn „Geschlecht als Existenzweise"[7] ist zwar historisch entstanden, ihr kommt jedoch eine gelebte körperliche und seelische Materialität zu (Maihofer 1995: 16).

Die Differenzierung in zwei Geschlechter hat weitreichende Folgen: Geschlecht fungiert sowohl als Struktur- (Aulenbacher 2008)[8] als auch als Identitätskategorie – auch wenn die Inhalte der als different gesetzten Kategorien historisch, kulturell und situativ kontingent sowie unauflösbar mit anderen Ungleichheitskategorien verknüpft sind. Strittig ist, wie die Relation zwischen den Geschlechtern zu denken ist: als hierarchische, als binäre, als sich ausschließende, als sich ergänzend-polare oder als positiv aufeinander bezogene Relation.[9] In all diesen Konzeptionen wird der Geschlechtsunterschied als ein Unterschied gesetzt, ‚der einen Unterschied macht.' Dabei scheint vor allem das ‚Wie?' und weniger das ‚Dass' der Differenzierung von Interesse. Denn der Geschlechterdifferenz scheint eine fundamentale Bedeutung für unsere Kultur und für die individuelle Existenzweise zuzukommen. „Die Geschlechterdifferenz

ist so etwas wie ein notwendiger Hintergrund für die Möglichkeit des Denkens, der Sprache und der Existenz als Körper in der Welt" (Butler 2009: 284).

Fragt man dennoch danach, was die Geschlechterdifferenz ‚ist', findet sich bei Judith Butler in Verweis auf Luce Irigaray eine zunächst überraschende Antwort:

> Geschlechterdifferenz ist keine Tatsache, kein Fundament, im Gegenteil: Sie ist eine Frage, eine Frage an und für unsere Zeit. Als Frage bleibt sie ungelöst und nicht beantwortet, das, was noch nicht und niemals als Aussage formuliert werden kann. Ihre Anwesenheit ist nicht die von Tatsachen und Strukturen, sondern sie ist da als etwas, das uns erstaunen und Fragen stellen lässt und nicht zur Gänze erklärt werden kann. (ebd.: 285)

Die Fragen nach den Unterschieden zwischen den Geschlechtern lassen sich also ebenso wenig still stellen wie die Fragen nach ‚Männlichkeit' und ‚Weiblichkeit'.[10] Sie provozieren unablässig neue Antworten – sowohl in wissenschaftlichen Theorien als auch individuell im Handeln und Verhalten, in den Wünschen und Gefühlen ebenso wie in der Identifikation mit einer bestimmten geschlechtlichen Position und nicht zuletzt einer vergeschlechtlichten Materialisierung im Körper (Butler 1997). Denn aufgrund der geschlechtlichen Codierung von Körpern – sprich: den Existenzbedingungen der Einzelnen – ist jede und jeder gezwungen, die Frage *als solche* für sich anzunehmen – als einen an sie oder ihn gerichteten Anspruch. Um intelligibel zu sein, genügt es also nicht, einen geschlechtlich codierten Körper zu ‚haben' „in unserer Gesellschaft wird es Individuen massiv zugemutet, ihr objektiviertes Geschlecht subjektiv zu *sein*" (Lindemann 1993: 38).[11] Die ‚Annahme' des Geschlechts im doppelten Wortsinn ist von einem „regulierenden Apparat der Heterosexualität *erzwungen* [...] die ‚Annahme' des Geschlechts [ist] von Anfang an unfrei" (Butler 1997: 36). Dennoch sind auch andere Antworten auf das ‚Haben' von Geschlecht möglich, als etwas, das von den „Rändern des Wirklichen" kommt: „als Irritationen oder Fragen, als diffuses Gefühl des NichtPassens oder des Unbehagens, als Ahnungen, als Wünsche oder Sehnsüchte, als wieder auftauchende Erinnerungen" (Schirmer 2010: 398).[12]

Eine weitere unbestrittene Grundannahme in Hinblick auf das Geschlecht ist die Beziehung von Geschlecht und Körper. Denn Geschlecht hat eine somatische, psychische und soziale Dimension, die unlösbar miteinander verflochten sind, ohne dass sie sich gänzlich ineinander überführen ließen. Geschlecht ist daher ein „Ort, an dem wieder und wieder eine Frage in Bezug auf das Verhältnis des Biologischem zum Kulturellen gestellt wird, an dem sie gestellt werden muss und kann, aber wo sie, streng genommen, nicht beantwortet werden kann" (Butler 2009: 299).

In den Kulturwissenschaften wird dies als Debatte um sex und/oder gender verhandelt, zweier Kategorien, die wechselseitig aufeinander verwiesen sind, ohne dass einer von beiden eine Vormachtstellung zukommt. Aktuelle Forschungen in Medizin und Biologie haben diese kulturwissenschaftlichen Prämissen bestätigt und gezeigt, dass auch die biologische Beschaffenheit eines konkreten

menschlichen Körpers eine Antwort auf seine je spezifischen, kulturell bedingten Umwelt- und Lebensbedingungen darstellt. Auch die biologische Materialität des Körpers ist mithin zugleich ‚Natur' und ‚Kultur'.[13]

Geschlecht und Körper knüpfen dabei aneinander an, ohne sich zu einem Ganzen zusammenzuschließen. Es bleibt ein Spalt, der mehr oder weniger deutlich wahrnehmbar ist. Bei Transsexuellen ist er durch die Wahrnehmung radikalisiert, ihr Körper habe ein ‚falsches' Geschlecht, doch zeigt er sich auch schon darin, dass Frauen und Männer, die ihr Geschlecht nicht angemessen auf und mit dem Körper darstellen, mit der Drohung konfrontiert werden können, ihre ‚Weiblichkeit' oder ‚Männlichkeit' zu ‚verlieren'.[14]

Heißt das also, man ist so sehr ein Geschlecht, wie man sich fühlt? Ich meine ‚jein'. Ja, denn Geschlecht ist in hohem Maße ‚Gefühlssache': Die Identifikation mit dem ‚Haben' eines Geschlechts kann unterschiedlich intensiv ausfallen, Geschlecht kann auch in den Hintergrund treten (Hirschauer 2001) oder man kann sich mit mehr als einem Geschlecht identifizieren. Nein, denn man kann jederzeit als jemand adressiert werden, der ein bestimmtes Geschlecht ‚hat'. Mehr noch als in direkter verbaler Thematisierung – „Sie als Frau..." – geschieht das durch das (un-)bewusste Evozieren leiblich-affektiver Regungen: das Wecken von Begehren, das Provozieren von Ohnmacht, Wut oder Stolz, das Angst-Machen oder Erröten-Lassen. Diese Gefühle und leiblichen Regungen tragen nicht zuletzt dazu bei, die sozialen Positionen der Geschlechterordnung anzuzeigen und darauf zu verweisen: im Begehren die homo- oder heterosexuelle Positionierung, in Ohnmacht und Wut, Scham und Angst die soziale Hierarchisierung zwischen Frauen und Männern. So wird unmittelbar leiblich evident, wer ich ‚eigentlich' bin und zu ‚sein' habe – egal wie ich mich in anderen Situationen wahrnehme.

Die Beziehung zwischen Geschlecht und geschlechtlich codiertem Körper ist also fragil – sie fungiert als persistierende Frage. Was als ‚Geschlecht-Sein' empfunden und wahrgenommen wird, realisiert sich in den situationsspezifischen Antworten auf die Fragen des Körpers. Sie sind nur selten bewusst, sondern vollziehen sich meist ohne eigenes Wissen und Wollen. Und sie erwachsen aus Bedingungen, die außerhalb der Individuen liegen und die den Antwortspielraum einschränken und zugleich ermöglichen. Auf die Frage des geschlechtlich codierten Körpers können Individuen mit unterschiedlichen Verkörperungen und unterschiedlichen Ontologisierungsbemühungen antworten – auch wenn sie eine Antwort geben müssen. Kurz: Geschlecht changiert als Prozess des Geschlecht-Werdens zwischen ‚Haben' und ‚Sein' – wir *haben* es nicht vollständig, es hat *uns*, und wir *sind* es nie vollständig.

Körper

Was für das Geschlecht gilt, gilt umso mehr für Körper. Körper sind nichts Statisches, im Gegenteil: Sie sind sowohl in ihrer biologischen als auch in ihrer sozialen und personalen Dimension Prozesse im Werden[15] – was jedoch gerade nicht bedeutet, dass menschliche Körper lediglich eine leere Einschreibefläche oder rohe Verfügungsmasse sind. Wie das Geschlecht existiert auch der Körper für Menschen im Spannungsfeld zwischen ‚Haben' und ‚Sein', das die Gleichzeitigkeit von Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit impliziert. Wir ‚haben' unseren Körper[16] als etwas, das wir (in Grenzen) in Anspruch nehmen können und zugleich ‚hat' er uns: Er fungiert als Existential unseres Lebens, aus dem wir nicht hinaustreten können – wir ‚sind' unser Körper.

Helmuth Plessner hat diesen Doppelaspekt als unhintergehbar für die menschliche Existenz ausgemacht: Der Mensch – und nur der Mensch – reagiert mit seinem Körper unmittelbar auf seine Umwelt und kann sich zugleich dazu ins Verhältnis setzen. Der Mensch „lebt und erlebt nicht nur, sondern er erlebt sein Erleben" (Plessner 1975: 292). Denn er ist in seine Mitte gesetzt und über sie hinaus, er existiert im Modus der ‚exzentrischen Positionalität' (ebd.). Um diesen Doppelaspekt von Körper-Haben und Körper-Sein zu präzisieren, bietet sich die Unterscheidung von Körper und Leib an.[17] „Ein Mensch *ist* immer zugleich Leib ... und *hat* diesen Leib als diesen Körper" (Plessner 1970: 43).

Differenziert man analytisch zwischen Leib und Körper, so thematisiert man damit nicht die Differenz zwischen Natur und Kultur,[18] sondern akzentuiert die verschiedenen Weisen des Selbst- und Weltbezugs. Mit Körper wird das bezeichnet, was in reflexiver und instrumenteller „Abständigkeit" zu sich mit den Sinnen erfassbar ist. Der Körper weist klare Grenzen auf, man kann ihn vermessen und zergliedern, beeinflussen und gestalten, mit dem Körper kann man aktiv in die Umwelt ausgreifen – man *hat* ihn zur Verfügung. Dennoch übersteigt das Körper-Haben die individuelle Verfügbarkeit: Zum einen im Hinblick auf die Verletzlich- und Endlichkeit des Körpers und zum anderen ist er eingelassen in die symbolische Ordnung der Kultur. Die Weisen des Selbst- und Weltzugriffs und der Selbst- und Weltwahrnehmung sind demnach nur sehr bedingt individuell, vielmehr weitgehend kulturell codiert.

Mit Leib wird dagegen die Struktur der Lebendigkeit, die Perspektive der nicht-sinnlichen Wahrnehmung sowie die unmittelbare Beziehung zum Hier und Jetzt bezeichnet. Mit dem Leib ist der Mensch eingelassen in die Umwelt, betroffen und betreffbar von ihr, mit ihm reagiert er auf die Bedeutsamkeit der Welt, in und durch den Leib ist der Mensch fundamental mit der Welt verbunden, mehr noch: der Leib ist gerichtet auf die Umwelt – unter Umständen auch gegen unser Wollen und Wünschen. Anders ausgedrückt: Mit ihm sind wir in leiblich-affektiver Betroffenheit in Situationen verstrickt und antworten so auf Ansprüche und Fragen der Umwelt.

Diese Fähigkeit, in seinem Verhalten und seinem Erleben offen gegenüber der Umwelt zu sein und auf diese zu antworten, fasst Bernhard Waldenfels als „responsive Leiblichkeit". Damit beschreibt er das spezifisch leiblich verankerte Grundverhältnis zur Welt als eine „Verhaltens- und Erlebnisweise [...], die

immer schon auf fremde Ansprüche antwortet“ (Waldenfels 2000b: 365). „Wenn wir uns weiter fragen, auf welche Weise fremde Ansprüche mit dem Selbstsein verklammert sind, so stoßen wir auf die unumgängliche Rolle des Leibes. Der Leib ist am Antwortverhalten nicht irgendwie beteiligt, er bildet den eigentlichen Kern eines solchen Verhaltens“ (Waldenfels 2000a: 316).

Für Waldenfels geht der fremde Anspruch von einem menschlichen Anderen oder einer fremden Situation aus, doch auch die Wissensordnungen über Körper und Geschlecht, die geschlechtlichen, sexuellen, ethnischen, altersspezifischen Codierungen der Körper erheben einen Anspruch und evozieren leibliche Antworten. So hat beispielsweise die Studie von Gesa Lindemann zu Transsexualität gezeigt, wie fundamental die leiblichen Antworten von Kultur durchzogen sind, und wie dementsprechend die kulturell geprägten geschlechtlichen Codierungen von Körper(teilen) als Anforderungen an das leibliche Spüren ergehen. „Der sichtbare Körper bedeutet demnach nicht nur das Geschlecht, indem er das eigenleibliche Spüren geschlechtlich bedeutsam macht, sondern er ist zugleich eine Anforderung daran, wie der körperliche Leib gespürt werden muss“ (Lindemann 1993: 60). Auf diese Weise verschränken sich Körper und Leib[19] und so wird auch Geschlecht zu einer Realität, die nicht äußerlich bleibt, sondern leiblich erfahrbar ist.[20] Und zwar in doppelter Weise: im „eigenleiblichen Spüren“ (Lindemann) des eigenen geschlechtlich codierten Körpers sowie in der eigenleiblich-affektiven Antwort auf andere – im Begehren, in der Scham, in der Angst.

Dabei reizt der Körper nicht nur im Hinblick auf seine geschlechtliche Dimension zur Selbstthematisierung. So fungieren sowohl andere Kategorien sozialer Positionierung wie Ethnizität, Alter, Krankheit oder Behinderung als auch einzelne Aspekte von Körper und Leib als Anfragen an die Identität, denen man sich nicht neutral gegenüber verhalten kann. Wer bin ich, wenn mein Körper alt, dick oder krank ist? Wenn ich Frauen begehre, Schulterverspannungen oder Angst in bestimmten Situationen habe oder schnell wütend werde? Besonders ‚aufdringlich‘ (King 2004) werden Körper und Leib in Phasen starker körperlicher Veränderung, doch prinzipiell können alle körperlichen Zustände und alle leiblich-affektiven Regungen zu einem fragenden Anspruch werden, in dem sich gesellschaftliche Codierungen des Körpers und eigenleibliches Spüren ineinander verschränken.

Doch trotz ihrer Verschränkung gehen Leib und Körper nicht ineinander auf. Einen Körper zu ‚haben‘ und ein Leib zu ‚sein‘ sind zwei Weisen des Selbst- und Weltzugangs, die gerade in ihrer Differenz den Menschen ausmachen. Denn der Mensch kann sich nicht auf *einen* Aspekt konzentrieren. Person-Sein, so Plessner, impliziert beides: Aufgrund seiner exzentrischen Positionalität hat der Mensch seine Mitte außerhalb und kann zugleich das Hier-Jetzt des Leibes nie aufgeben.

> Sein und Haben gehen im Vollzug der Existenz ständig ineinander über, wie sie ineinander verschränkt sind. Bald steht die menschliche Person ihrem Körper als Instrument gegenüber, bald fällt sie mit ihm zusammen und ist Körper. (Plessner 1970: 161)

Plessner hat daraus den Schluss gezogen, dass wir unser Leben ‚führen' und in jedem Moment eine Balance zwischen diesen Aspekten herstellen müssen. Der Mensch „ist weder allein Leib noch hat er allein Leib (Körper). Jede Beanspruchung der psychischen Existenz verlangt einen Ausgleich zwischen Sein und Haben, Draußen und Drinnen" (ebd.: 45).[21] Es wäre also falsch, im Leib den Ruhepunkt der Identität zu vermuten. Das ‚Ich', das sagen kann, ich *bin*, findet sich also weder im Körper noch im Leib, erst in der Balance zwischen ‚Haben' und ‚Sein' verwirklicht sich das Person-Sein.

Wäre es überspitzt zu behaupten, dass auch diese Aufgabe, eine Balance zwischen ‚Haben' und ‚Sein' des Körpers herzustellen, eine persistierende Frage darstellt? Eine Frage, so meine These, die aufgrund ihrer Grundsätzlichkeit und ihrer Hartnäckigkeit im Prozess der Identitätsbildung ihre Antwort zu finden sucht.

Identität

„Wie kaum ein anderer Begriff steht Identität gerade lebensweltlich dafür ein, (ein) ‚Jemand' zu sein" (Ricken 2002: 345) und sich dabei über die Zeit und in verschiedenen sozialen Situationen als dieselbe wahrzunehmen. Auch wenn sozialpsychologische und soziologische Theorien und Konzepte, die versuchen, Identität zu bestimmen, vor allem Kontinuität und Kohärenz stark machen, ist die Antwort auf die Frage: ‚Wer bin ich?'[22] gerade nicht ein für allemal beantwortbar. Auch Identität wird als lebenslanger Prozess der bewussten und unbewussten Auseinandersetzung konzipiert. Ein Großteil der aktuellen, differenztheoretisch ausgerichteten Identitätstheorien betont darüber hinaus, Identität sei die Gleichzeitigkeit von Vertrautheit und Entzogenheit (ebd.: 341).

Wie Geschlecht und Körper ist also auch Identität etwas Prozessuales und immer im Werden. Und wie für Geschlecht gilt auch für Identität, dass wir eine solche ‚haben' müssen. Eine Identität auszubilden, ist eine der Anforderungen, die (post-)moderne Individuen erfüllen müssen, mehr noch: Sie ist ein Moment, Individuen in die soziale Ordnung einzufügen. Insbesondere in der poststrukturalistischen Theoriebildung wurde Identität als Zwangsverhältnis dekonstruiert, als wesentliches Moment „subjektivierender Unterwerfung" (Foucault 1976: 238).[23] Denn eine Identität auszubilden und sich an sie zu binden ist ein wesentliches Moment, ein Subjekt zu werden. „Das Wort Subjekt", so Foucaults bekannte Einsicht, „hat einen zweifachen Sinn: vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein" (Foucault 1987: 246). Menschen, das hat Judith Butler im Anschluss an Foucault hervorgehoben, „scheinen diese ‚Selbstverhaftung' zu brauchen, diesen Prozess, in dem man an seine eigene Subjektivität geheftet wird" (Butler 2003: 62).

Dabei kann die Macht nur „auf ein Subjekt einwirken, wenn sie der Existenz dieses Subjekts Normen der Anerkennbarkeit aufzwingt" (ebd.: 63). Da Individuen fundamental auf Anerkennung angewiesen sind, können sie nicht darauf verzichten, auf die ‚Anrufungen' bestimmter Subjektpositionen zu ant-

worten und diese Subjektpositionen auszufüllen. Dabei „nimmt die Macht", wie Butler insbesondere in ihrem Buch „Psyche der Macht" ausgearbeitet hat, „die zunächst von außen zu kommen und dem Subjekt aufgezwungen und es in die Unterwerfung zu treiben schien, eine psychische Form an, die die Selbstidentität des Subjekts ausmacht" (Butler 2001: 9).

Doch Butler hebt auch hervor, dass zur Anrufung (oder eben: zur Frage) eine Umwendung des Individuums gehört, die auf die Anrufung als Subjekt antwortet. Es ergibt sich mithin ein gewisser Möglichkeitsraum des Individuums, sich anders umzuwenden, anders zu antworten.[24] Denn der Prozess der Subjektivierung und damit auch die Ausbildung von Identität, die an die Normen der Anerkennbarkeit gebunden sind, wären falsch verstanden, sähe man in ihnen einzig Unterwerfung. Wie Foucault und Butler nicht müde werden zu betonen, sind die Bedingungen der Subjektivierung zugleich die Bedingungen der Möglichkeit von Handlungsfähigkeit.[25] Subjektivierung ist nicht nur ein Effekt von Macht und Wissen, sondern auch durch die Selbstkonstitution des Subjekts bestimmt. So ist es auch und gerade innerhalb der Gebundenheit an die Normen der Anerkennung möglich, sich *selbst* eine bestimmte Form zu geben – oder, um es in der Theoriesprache der Identitätstheorie zu formulieren, ‚Identitätsarbeit' zu betreiben und Identität zu einem ‚Projekt' zu machen.

Was in den Diskussionen um Subjektivierung und Identitätsbildung bislang weniger ausgearbeitet wurde, ist, dass nicht nur von konkreten Anderen, Situationen oder Diskursen, sondern auch von nicht-sprachlichen Phänomenen wie Bildern, Dingen, Gebäuden, Tieren oder Naturbedingungen fragende Ansprüche ausgehen. Die Möglichkeit, dass sie als Fragen wahrgenommen werden, wird dabei wesentlich durch die diskursiven Bedingungen der Bedeutungsproduktion vorstrukturiert ohne jedoch das Stellen neuer Fragen zu verunmöglichen. Die identitätsbildenden Antworten ereignen sich im Alltag und in außeralltäglichen Selbstthematisierungen, geschehen bewusst und unbewusst, intendiert und nicht-intendiert und sind wesentlich abhängig von den sozialen Bedingungen, mit denen wir leben. Es liegt also nur bedingt in unserem Wollen und Tun, welche Identität wir ausbilden. Auch für die Identität lässt sich mithin sagen: Wir ‚haben' sie und sie ‚hat' uns.

Rekursive Responsivität von Geschlecht, Körper und Identität als Modus der Subjektivierung

Geschlecht, Körper und Identität, so habe ich argumentiert, entfalten sich in einer spannungsreichen Bewegung zwischen ‚Haben' und ‚Sein'. Geschlecht, Körper und Identität sind dabei in nicht-hierarchischer Weise aufeinander bezogen und gewinnen ihre Existenz als solche erst in einer wechselseitigen Bezugnahme, in der Körper, Geschlecht und Identität sowohl als Fragen als auch als Antworten fungieren. Mit dem Aufgreifen des Konzepts der Responsivität habe ich das Drängende, Anspruch erhebende, Persistierende, das von der Tatsache, einen Körper, ein Geschlecht und eine Identität ‚haben' zu müssen ausgeht, betont. Der Zusatz ‚rekursiv' soll die Wechselseitigkeit sowie die Unabgeschlos-

senheit der Bewegung hervorheben: Geschlecht, Körper/Leib und Identität stellen Fragen, die wir mit und an unserem Körper, mit unserem Geschlecht-Sein und unserer Identität beantworten müssen – ohne es letztlich vollständig und abschließend zu können. Körper, Geschlecht und Identität sind somit immer nur vorläufige Antworten, nicht unverrückbare Fest-Stellungen.

Dieser unabgeschlossenen Bewegung entwächst das Selbst, oder anders gesagt: Die fragend-antwortende Ausdifferenzierung von Geschlecht, Körper und Identität bringt die gegenwärtige Erfahrungsform des Subjekts hervor. Denn die Weise, wie Geschlecht, Körper und Identität als Fragen und Antworten fungieren, ist unhintergehbar gesellschaftlich, d.h. die Beziehung rekursiver Responsivität ist unauflöslich mit der sozialen Ordnung und ihren Machtrelationen verknüpft. Dass Identität, Körper und Geschlecht als Anspruch stellende Fragen ‚aufdringlich' werden, entwächst der gesellschaftlichen Zumutung, aus dem zugeschriebenen ‚Haben' von Körper, Geschlecht und Identität ein ‚Sein' zu formen. Wir können diese Dimensionen nicht in die Irrelevanz versinken lassen, zu fundamental ist ihre Bedeutung für die Anerkennbarkeit in der Gesellschaft – nicht zuletzt als ‚Projekte', in denen sich die vermeintliche Selbstbestimmung des modernen Subjekts verwirklichen muss.

Und auch die Antworten in Geschlecht, Identität und Körper beziehen sich auf einen Möglichkeitshorizont, der nicht von den Einzelnen selbst erfunden ist. Antworten, d.h. leibliche Regungen, Gefühle, Verhalten und Handlungen ebenso wie Selbstreflexion und Selbstgestaltung, bedeutet Auseinandersetzung mit sozialen Normen der Anerkennbarkeit und sozialen Positionierungen.

Die Möglichkeit, anderes als Frage aufzufassen und anders zu antworten ist damit jedoch gerade nicht ausgeschlossen. Denn die Fähigkeit, anders zu antworten, resultiert, so habe ich mit Butler und Foucault gezeigt, ebenfalls aus dem Prozess der Subjektivierung. „Das Paradoxe der Subjektivierung (assujetissement) besteht genau darin, dass das Subjekt, das sich solchen Normen widersetzt, selbst von solchen Normen befähigt, wenn nicht gar hervorgebracht wird" (Butler 1997: 39) und mit Regula Giuliani kann man betonen, dass „Freiheit nicht als Willensentscheidung, sondern als kreative Antwort innerhalb eines Möglichkeitsspielraums interpretiert wird" (Giuliani 2001: 206).

Korrespondenzadresse/correspondence address

Dr. phil. Stefanie Duttweiler
Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Sportwissenschaften
Abteilung Sozialwissenschaften des Sports
Ginnheimer Landstraße 39, D-60487 Frankfurt/M.

Anmerkungen

1 Auch wenn dieser Aufsatz keine historische These verfolgt, soll betont werden, dass es „keine universelle Form des Subjekts [gibt], die man überall wiederfinden könnte" (Foucault 1985, S. 137f.). Die Form des Subjekts ist Effekt der historisch und kulturell spezifischer Weisen der Subjektivierung, in dem sich Wissensformen, Machtpraktiken und Praktiken der Selbstkonstitution verschränken. Dementsprechend versteht sich die folgende Skizze nicht als ahistorische Anthropologie, vielmehr als ein Versuch, die gegenwärtige Form des Subjekts zu beschreiben. In früheren Arbeiten habe ich die Form des Subjekts als eine kybernetische beschrieben (Duttweiler 2007, 2013) und dabei die Beziehung des Individuums zu seiner Umwelt als eine der Selbststeuerung hervorgehoben. In dem hier vorliegenden Aufsatz geht es dagegen um die Organisation des Binnenverhältnisses der aktuellen Subjektform.

2 Fraglich ist, ob die Dimension der Sexualität als eigenständige Kategorie eingeführt werden soll. In dieser Skizze fasse ich Sexualität als eine Dimension des Leibes und werde sie im Folgenden daher nicht gesondert behandeln.

3 Während mit dem Wort ‚Subjekt' eine kulturelle Erfahrungs- und Vollzugsform gemeint ist, bezieht sich das Wort Selbst auf die individuelle Konkretion dieser Form mit möglichen Überschüssen, Brüchen, Verwerfungen und Verschiebungen.

4 In der Phänomenologie selbst hat die Auseinandersetzung mit Geschlecht und Geschlechterdifferenz einen wichtigen Stellenwert (Merleau-Ponty 1966, Waldenfels 1997, 2000a, Stoller/Vetter 1997), zur deutschsprachigen Auseinandersetzung zwischen feministischer philosophischer Theorie und Phänomenologie vgl. Giuliani 1997, 2001 und Stoller 2000, 2010. In der Soziologie hat die Rezeption der Phänomenologie Merleau-Pontys vor allem in der angloamerikanischen Körpersoziologie ihren Niederschlag gefunden (vgl. zusammenfassend Gugutzer 2006: 22ff). Von der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung sind die phänomenologischen Zugänge bislang jedoch kaum aufgegriffen worden. Ich danke der anonymen Gutachterin für den Hinweis auf die Schriften von Regula Giuliani, die sich für eine Einführung der ‚responsiven Dimension' in die feministische Philosophie stark macht (insbesondere Giuliani 2001).

5 In der Soziologie hat die Untersuchung von Gildemeister/Wetter (1992) die Debatte wesentlich befruchtet. Einen instruktiven Überblick über Studien zu Prozessen der Geschlechterdifferenzierung im Lebenslauf bieten Gildemeister/Robert (2008).

6 Das schließt ausdrücklich die Differenzierung zwischen und Verschränkungen mit anderen Kategorien ein, dies kann jedoch aus Platzgründen hier nicht weiter ausgeführt werden.

7 Mit dem Begriff der Existenzweise möchte Andrea Maihofer die Frage beantworten: „Wie lässt sich begreifen, dass wir gegenwärtig als ‚Frauen' und ‚Männer' ‚existieren', ohne dabei in einen Biologismus oder Essentialismus zu verfallen oder Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit konstruktivistisch aufzulösen?" (Maihofer 1995: 16). Sie betont, dass Geschlecht zwar historisch entstanden ist, aber dennoch als gelebte körperliche und seelische Materialität wirksam ist.

8 Wie Gildemeister und Hericks betonen, sind moderne Gesellschaften allerdings „keine ‚gender-Gesellschaften' in dem Sinne, dass die Geschlechtszugehörigkeit die Art der Lebensführung determiniere" (Gildemeister/Hericks 2012: 303). Geschlecht hat nicht mehr

durchgängig eine Platzanweiserfunktion – auch wenn Aufstiegschancen noch an Geschlecht gebunden sind. Aber Segregation und Ungleichbehandlung sind begründungspflichtig geworden.

9 Karin Hausen (1976) hat im Hinblick auf die bürgerliche, komplementäre Fassung von Geschlechterdifferenz darauf aufmerksam gemacht, wie stark die theoretische Fassung der Geschlechterrelation von sozialstrukturellen, kulturellen und wirtschaftlichen Faktoren abhängig ist. Eine systematische Untersuchung der Beziehung zwischen theoretischer und praktischer Geschlechterdifferenzierung und gesellschaftlichen Bedingungen steht m.E. allerdings noch aus.

10 Lippa macht in seinem Forschungsüberblick über die Nature-Nurture-Debatte die Differenz zwischen Frau und Weiblichkeit und Mann und Männlichkeit stark, denn „The term gender serves as a kind of shorthand for two different phenomena: (a) sex differences in behavior, and (b) individual differences in masculinity and femininity" (Lippa 2005: 229).

11 Transsexuelle empfinden diese Zumutung vermutlich deutlicher als andere: Lindemann (1993: 78) zitiert den transsexuellen Werner: „Auf der einen Seite wird von einem genau erwartet, wie man sein soll, aber auf der anderen Seite wird auch noch erwartet, dass man dieses auch noch aus sich selbst heraus ist ... Es wird dann eben nicht nur erwartet, dass du jetzt ‚ja' sagst [zum Mann-sein, GL] sondern es wird erwartet, dass du aus ganzem Herzen ‚ja' sagst."

12 Uta Schirmer hat überzeugend gezeigt, dass zum ‚Wirklich-Werden' alternativer geschlechtlicher Existenzweisen kontextuelle Strukturierungen und Anerkennungsbeziehungen notwendig sind. Die Erfahrung von Wirklichkeit ist dementsprechend fragil und lässt sich nur mit Mühe außerhalb kollektiver Praktiken präsent halten (Schirmer 2010: 403).

13 Die Diskussion über die spezifische Materialität des menschlichen Körpers kann hier nicht geführt werden. Betont sei lediglich, dass auch die Prozesse der Materialisierung von Körpern biologisch als rekursive Responsivität beschrieben werden können. Wie aktuelle Forschungen beispielsweise zu Hirnplastizität und Epigenetik zeigen, antwortet auch die organische Materialität des Körpers auf Einflüsse der Umwelt und organisiert sich entsprechend der Ansprüche, die diese stellt (vgl. überblicksartig Palm 2013) – ohne dass sie ihnen vollständig ausgeliefert zu sein scheinen (vgl. hierzu auch Schmitz/Degele 2010).

14 Schon Simone de Beauvoir spottet über die Aufforderung „Seid Frauen, bleibt Frauen, werdet Frauen" und diagnostiziert ironisch: „Nicht jedes Menschenweibchen ist also notwendigerweise eine Frau; es muss erst an jener geheimnisvollen und gefährdeten Wirklichkeit teilhaben, die man Weiblichkeit nennt. Ist diese eine Substanz, die von den Ovarien ausgeschieden wird? Oder etwas, das zur Idee erstarrt auf dem Grunde des platonischen Himmels sich verbirgt? Genügt das Seidenrascheln eines Unterrockes, um es wieder auf die Erde niedersteigen zu lassen?" (Beauvoir 1968: 8).

15 Schmitz/Degele (2010) fassen diesen Prozess als Embodying und betonen damit den prozessualen Charakter, der auch der körperlichen Materialität zukommt.

16 Robert Gugutzer hat hervorgehoben: „Die Arten und Weisen, in denen man den eigenen Körper hat – als bloßes Ding oder Objekt, als Medium oder als Wissen über ihn – variieren je nach Zeit und Kultur" (Gugutzer 2002: 280).

17 Andere AutorInnen haben diese Unterscheidung zwischen Körper und Leib aufgegriffen und für die Soziologie fruchtbar gemacht: Lindemann 1993; Jäger 2004; Gugutzer 2002, 2012.

18 Die Annahme, mit dem Körper sei die kulturelle und mit dem Leib die natürliche Seite des Körpers gemeint, geht also in die Irre. Beide Hinsichten der körperlichen Materialität sind unlösbare Verschränkungen von Kultur und Natur.

19 Diese fundamentale Verschränkung von Körper und Leib wirft die Frage nach einer angemessenen Bezeichnung auf. In Ermangelung einer übergreifenden Bezeichnung verwende ich den Begriff des Körpers, da sein Bedeutungsfeld sowohl die leibliche, biologische und kulturelle Seite impliziert.

20 Hierzu ausführlich Hermann 2007. Er kommt zu dem Schluss, das Geschlecht-Sein ergebe sich im Leib, der seinerseits durch Praktiken der Vergeschlechtlichung in seiner Spezifik hervorgebracht wird. Am Geschlechtskörper seien lediglich Unterschiede im Körperbau festzumachen und dementsprechend sei die „unumstößliche Materialität des Faktischen," die uns in einem bestimmten Geschlecht-Sein verankert, hier gerade nicht zu finden. Dagegen können wir zu den leiblichen Konstruktionen des Geschlechts keinen Abstand nehmen, „wir können uns nicht aus unserem Leib hinauskatapultieren, sondern nur dasjenige sein, zu dem wir gemacht worden sind" (Hermann 2007: 29).

21 Wie schwierig diese Balance ist, tritt immer dann wieder auf, wenn man vor neuen ungewohnten Aufgaben, neuen körperlichen Tätigkeiten steht. Wenn es heißt, ‚das muss einem ‚in Fleisch und Blut übergehen', dann besagt das „also nicht einfach, dass die bewusst hervorgerufene und kontrollierte Bewegung zum Reflex werden soll, sondern dass der Ausgleich zwischen dem Körper-Sein und Körper-Haben schlagfertig stattfinden muss. Jeder muss auf seine Weise damit fertig werden – und wird in gewisser Weise nie damit fertig" (Plessner 1970: 46).

22 Norbert Ricken hat aufgezeigt, dass sich die Wer?-Frage als unbeantwortbare und haltlose Frage erweist, sie lässt sich nur in der Umformulierung zur Wie?-Frage konkretisieren: „nicht ‚wer' man ist, lässt sich sagen; ‚wie' man ist, lässt sich – wenn auch oft nur praktisch – deutlicher fassen, ohne damit einem hintergründigen Selbst auf der Spur zu sein: zu fragen, wie man lebt, wie man sich deutet, heißt, sich selbst als eine nichthintergehbare wie zugleich nichtursprüngliche, insofern unaufhebbare Differenz, die gestaltet werden muss und kann, – kurz: als ein praktisches Selbstverhältnis, das sich in seiner Differentialität zu anderen und Anderen verhält" (Ricken 1999: 246).

23 Wie Foucault gezeigt hat, ist die subjektivierende Unterwerfung ein Effekt der Techniken der Subjektivierung: Techniken der Disziplinierung in Militär, Schule, Fabrik oder Gefängnis, die zugleich individualisieren und totalisieren ebenso wie Geständnispraktiken, in denen Individuen über einen Prozess der Wahrheitsfindung über sich selbst an diese Wahrheit gebunden werden, sowie Technologien des Selbst, durch die Individuen versuchen, sich nach eigenen Maßstäben selbst zu verändern.

24 In Auseinandersetzung mit Judith Butler hat Paula-Irene Villa betont: Die normative Vorgabe Frau impliziert zwingend ein Scheitern. Denn der Diskurs ordnet ein Sein an, aber in der Praxis ist es ein Werden in einer enormen Vielfalt, da wir auf verschiedene Weise und in verschiedene Subjektpositionen aufgerufen werden. Das, was wir nicht verkörpern, wird unsichtbar, aber es arbeitet fort und artikuliert sich möglicherweise an anderer Stelle (Villa 2003).

25 „Falls ich irgendeine Handlungsfähigkeit habe, wird sie durch die Tatsache eröffnet, dass ich durch eine soziale Welt zustande komme, die ich niemals wähle. Dass meine Handlungsfähigkeit

von einem Paradox gespalten ist, bedeutet nicht, dass sie unmöglich ist. Es bedeutet lediglich, dass das Paradox die Bedingung ihrer Möglichkeit ist“ (Butler 2009: 12).

Literatur

Aulenbacher, Brigitte (2008): Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, S. M. (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS, S. 139-166.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Die Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2003): Noch einmal: Körper und Macht. In: Honneth, A./Saar, M. (Hrsg.): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 52-67.

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Beauvoir, Simone de (1968): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Duttweiler, Stefanie (2003): Body-Consciousness – Fitness – Wellness – Körpertechnologien als Technologien des Selbst. In: Widersprüche. Themenheft Selbsttechnologien – Technologien des Selbst, 87, S. 31-43.

Duttweiler, Stefanie (2007): Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie. Konstanz: UVK-Verlag.

Duttweiler, Stefanie (2013): Vom Treppensteigen, Lippennachziehen und anderen alltäglichen Praktiken der Subjektivierung. In: Alkemeyer, Th./Gelhard, A./Ricken, N. (Hrsg.): Techniken der Subjektivierung. München: Wilhelm Fink, S. 247-258.

Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1985): Freiheit und Selbstsorge. Interview 1984 und Vorlesung 1982. Übers. v. H. Becker. Hrsg. v. H. Becker, L. Wolfstetter, A. Gomez-Muller, R. Fornet-Betancourt. Frankfurt/M.: Materialis Verlag.

Foucault, Michel (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, H./Rabinow, P. (Hrsg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim: Beltz Athenäum, S. 243-261.

Gildemeister, Regine/Hericks, Katja (2012): Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.

Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion — Institution — Biografie. Wiesbaden: VS.

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G./Wetterer, A. (Hrsg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg: Kore, S. 201–254.

Giuliani, Regula (1997): Der übergangene Leib. Simone de Beauvoir, Luce Irigaray und Judith Butler. In: Phänomenologische Forschungen. Neue Folge 2, 1. Halbband 1, S. 104–125.

Giuliani, Regula (2001): Das leibliche Selbst – Grenzen der Konstruktion des Geschlechts. In: Wanke, E./Stoller, S. (Hrsg.): Verhandlungen des Geschlechts. Zur Konstruktivismusdebatte in der Gender-Theorie. Wien: Turia + Kant, S. 205–218.

Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Gugutzer, Robert (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Ders. (Hrsg.): body turn. Perspektiven der Soziologie und des Körpers. Bielefeld: transcript, S. 9-56.

Gugutzer, Robert (2012): Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen. Bielefeld: transcript.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, W. (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart 1976, S. 363-393.

Hermann, Steffen K. (2007): Ein Körper werden. Praktiken des Geschlechts. In: A.G. Gender-Killer (Hrsg.): Das gute Leben. Linke Perspektiven auf einen besseren Alltag. Münster: Unrast, S. 13-32.

Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, S. 208-235.

Jäger, Ulle (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

King, Vera (2004): Schwerpunkt: Körperbedeutungen in der Adoleszenz – Generativität, Individuation und Geschlecht. In: Dies: Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden: VS, S. 159-200.

Lippa, Richard A. (2005): Gender, Nature, and Nurture. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates.

Lindemann, Gesa (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt/M.: Fischer.

Luhmann, Niklas (1993): Individuum, Individualität, Individualismus. In: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 149-258.

Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt/M.: Ulrike Helmer Verlag.

Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: Walter de Gruyter.

Palm, Kerstin (2013): Biologische Dimensionen emanzipativer Körperkonzepte. In: Grisard, D./Jäger, U./König, T. (Hrsg.): Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz, Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, S. 159-168.

Plessner, Helmuth (1970): Philosophische Anthropologie. Lachen und Weinen. Das Lächeln. Anthropologie der Sinne. Hrsg. u. mit e. Nachw. v. Günter Dux. Frankfurt/M.: S. Fischer.

Plessner, Helmuth (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin, New York: de Gruyter.

Ricken, Norbert (1999): Subjektivität und Kontingenz. Markierungen im pädagogischen Diskurs. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Ricken, Norbert (2002): Identitätsspiele und die Intransparenz der Macht. Anmerkungen zur Struktur menschlicher Selbstverhältnisse. In: Straub, J./Renn, J. (Hrsg.): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt/New York: Campus, S. 318-359.

Schirmer, Uta (2010): Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten. Bielefeld: transcript.

Schmitz, Sigrid/Degele, Nina (2010): *Embodying* – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In: Degele, N./Schmitz, S./Mangelsdorf, M./Gramespacher, E. (Hrsg.): Gendered Bodies *in Motion*. Opladen & Farmington Hills: Budrich UniPress, S. 13-38.

Stoller, Silvia (2000): Merleau-Ponty im Kontext der feministischen Theorie. In: Giuliani, R. (Hrsg): Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften. München: Fink, S. 305-320.

Stoller, Silvia (2010): Existenz – Differenz – Konstruktion. Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray und Butler. München: Wilhelm Fink Verlag.

Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (Hrsg.) (1997): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: Universitätsverlag.

Villa, Paula-Irene (2003): Judith Butler. Frankfurt/M.: Campus.

Waldenfels, Bernhard (1987): Ordnung im Zwielicht. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Waldenfels, Bernhard (1994): Antwortregister. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Waldenfels, Bernhard (1997): Fremdheit des anderen Geschlechts. In: Stoller, S./ Vetter, H: (Hrsg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV-Universitätsverlag, S. 61– 86.

Waldenfels, Bernhard (2000a): Responsivität des Leibes. Spuren des Anderen in Merleau-Pontys Leib-Denken. In: Giuliani, R. (Hrsg.): Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften. München: Fink, S. 305-320.

Waldenfels, Bernhard (2000b): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 19/2: 37-54

Mascha Marlene Vollhardt

„Alles Ruinen hier, die Häuser und die Körper…"

(Un-)Männliche Körper und Identitäten in Christian Krachts „Faserland" und Helmut Kraussers „Fette Welt"

Zusammenfassung: Mein Aufsatz fokussiert auf die (De-)Konstruktion männlicher Körper und Identitäten in Christian Krachts Roman „Faserland" (1995) und Helmut Kraussers Roman „Fette Welt" (1992) in Rückbezug auf Judith Butlers in „Körper von Gewicht" entworfener Theorie, welche die Materialisierung von (Geschlechts-)körpern eng mit Subjektivierungsprozessen zusammendenkt.
Krachts namenloser Protagonist ist weder durch seine Identität noch durch seinen Körper eindeutig als männlich definiert. Sein Scheitern, eine Identität oder wenigstens Liebe, Freundschaft und Anerkennung zu finden, endet in einem angedeuteten Selbstmord. Im Vergleich zum Protagonisten aus „Faserland" hat der Protagonist namens Hagen in „Fette Welt" mehr Erfolg bei dem Versuch, eine männliche Subjektposition zu besetzen. Hagen ist ein obdachloser Poet, der sich bewusst dafür entschieden hat, abseits der bürgerlichen Gesellschaft zu leben. Sein vormals dreckiger und kranker Körper transformiert sich im Laufe des Romans symbolisch von einem Schwein zu einem Elefanten und durchläuft somit eine Reinigung.
Der Körper in „Faserland" ist unfähig zur Veränderung und wird als schwach und offen wahrgenommen, während Hagens Körper letztendlich fähig zur Transformation in einen neuen, stabileren, den hegemonialen Männlichkeitsnormen entsprechenden ist, der zugleich eine stabile männliche Identität (oder, in Butlers Worten, Intelligibilität) garantieren kann.

Schlagwörter: Literarische Körper; Körper von Gewicht; Hegemoniale Männlichkeit; Christian Kracht; Helmut Krausser.

(Un-)Manly Bodies and Identities in Christian Krachts "Faserland" and Helmut Kraussers "Fette Welt"

Abstract: My paper is focussing on (de-)constructions of male identities and bodies in Christian Kracht's novel "Faserland" (1995) and in Helmut Krausser's novel "Fette Welt" (1992) using Judith Butler's "Bodies that matter" as a reference which connects the materialization of gendered bodies with the process of subjectivation. Kracht's nameless male protagonist is neither defined as male by his identity nor his body. His failure to find an identity for himself or at least love, friendship and recognition leads him to suicide. Compared to "Faserland's" protagonist, "Fette Welt's" Hagen is more successful in finally finding a male identity. Hagen is a homeless poet who chooses to live outside society. Throughout the course of the novel, his former dirty and sick body symbolically transforms from a pig into an elephant and is thereby cleansed. In "Faserland" the body is unable to change for it is perceived as weak and open, while Hagen's body is finally able to transform itself into a new, more stable body which fulfills the ideal of a hegemonic masculinity and can therefore guarantee a stable male identity or, in Butler's terms, intelligibility.

Keywords: bodies in literature; bodies that matter; hegemonic masculinity; Christian Kracht; Helmut Krausser.

© 2013 Budrich Unipress. 10.3224/09489975213

Das sich im 18. Jahrhundert herausbildende bürgerliche Subjekt ist als ein männliches konstruiert, indem es sich selbst als vernünftig und transzendent positioniert und den weiblich-stofflichen Pol zu seinem ‚Anderen' macht. Während Männlichkeit mit Geist, Vernunft, Bildung, also vom Körper unabhängigen bzw. den Körper transzendierenden Eigenschaften assoziiert wird, nimmt Weiblichkeit die negative Position in der tradierten Dichotomie ein (vgl. Deuber-Mankowsky 2005: 205). Natur, Körper, Stofflichkeit werden dem Weiblichen zugeschrieben, das somit abgewertet und entmächtigt wird (vgl. Bourdieu 2005). Nichtsdestotrotz besitzt jedes männliche Subjekt selbstverständlich einen eigenen Körper, der jedoch ein „Unbehagen" (Karremann 2008: 22) auslöst, welches durch die weibliche Kodierung von Körperlichkeit erklärbar ist. Laut Karremann dürfe der männliche Körper (in der Literatur) unter den Bedingungen von „Selbstkontrolle, eiserne[m] Wille oder Stärke" (Karremann 2008: ebd.) in Erscheinung treten, werde dagegen der Körper als passiv, schwach und weich wahrgenommen, trete automatisch die Furcht vor Verweiblichung ein (ebd.). Die um 1900 entstehende ‚Krise' des männlichen Subjekts lässt die tradierte Dichotomie ins Wanken geraten, ohne sie jedoch vollständig aufzulösen (vgl. Klinger 2008) und zieht eine Konzentration auf männliche Körperlichkeit nach sich. Gegenwärtig lässt sich eine mediale Fixierung auf Körper beobachten, die auch den männlichen Körper verstärkt in den Blick nimmt – etwa in Fitnesszeitschriften, Werbungen und Pornografie – wobei dieser nach wie vor den Normen von Selbstkontrolle und Härte unterworfen zu sein scheint.

Aus dieser verstärkten medialen Präsenz ergibt sich die Frage nach dem aktuellen Status des männlichen Körpers in der Literatur – wie wird dieser dargestellt und wie ist er mit Entwürfen von männlicher Identität verknüpft? Im Folgenden soll nun untersucht werden, wie die narrative Konstruktion von männlichen Körpern im Text mit den Subjektivierungsprozessen der Protagonisten verknüpft ist, welche expliziten oder impliziten hegemonialen Männlichkeitsideale insbesondere in Bezug auf männliche Körper in den Texten entworfen werden und inwiefern die Konstruktion von männlichen Körpern mit dem oben beschriebenen ‚Unbehagen' am weiblich konnotierten Körper einhergeht. Dabei gehe ich von der performativen Herstellung sowohl außerliterarischer als auch literarischer Körper aus, wobei die Besonderheit im Falle der Literatur in der Möglichkeit der Aushandlung verschiedener Entwürfe narrativ konstruierter Körper gesehen werden kann. Literatur kann eine Reflexion von gesellschaftlichen Machtstrukturen und darin stattfindenden performativen Prozessen leisten und sie affimieren oder kritisieren, ohne in ihnen vollständig aufzugehen. Die analysierten Romane sprechen daher in erster Linie über die *literarische* Reflexion vergeschlechtlichter Körper und Subjekte, greifen aber selbstverständlich auf das ihnen verfügbare diskursive Material zurück, sind immer schon in ihrem Entstehungskontextes situiert und somit auch interessant für eine kultur- und geschlechterwissenschaftliche Perspektive. Die (krisenhafte) Konstellation der Dichotomie von männlicher Vernunft und weiblicher Körperlichkeit *und* die im Folgenden anhand von Butlers Theorie entwickelte Frage nach vergeschlechtlichter Körperlichkeit als Voraussetzung für die Subjekt-

bildung überhaupt möchte ich in diesem Aufsatz anhand von zwei Romanen in den Blick nehmen. Ausgewählt habe ich Christian Krachts „Faserland“ von 1995 und Helmut Kraussers „Fette Welt“ von 1992, die sich beide durch eine starke Konzentration auf das Verhältnis von Männlichkeit, Körperlichkeit und Subjektbildung innerhalb einer Matrix von Macht auszeichnen, aber dabei recht verschieden verfahren. In beiden Romane lässt sich eine Auseinandersetzung mit hegemonialen Männlichkeitsnormen sowohl in Bezug auf Identität als auch Körper feststellen, mit denen beide Protagonisten zu kämpfen haben, da sie ihnen nicht genügen können. Die Entwicklung der Protagonisten in den Romanen verläuft dabei allerdings sehr unterschiedlich – Krachts Protagonist lässt sich als nicht-intelligibles Wesen deuten, dem jede Anerkennung versagt bleibt, während Kraussers Protagonist Hagen sich schließlich den Normen fügt.

Bevor ich zur Analyse der Romane komme, möchte ich das Verhältnis von Körperlichkeit und Geschlecht bzw. männlicher Geschlechtsidentität näher bestimmen. Judith Butler weist in ihrem längst kanonisch gewordenen Werk „Das Unbehagen der Geschlechter“ auf die performative Dimension von Geschlechtsidentität hin und begreift diese als nie abgeschlossene, stets in einen diskursiven Prozess von zitierender Wiederholung eingebundene und somit nicht-essentialisierbare Konstruktion (Butler 1991: 49). Auch Männlichkeit lässt sich als performative Konstruktion begreifen:

> Als männlich aufzutreten (*acting male*) und wie ein Mann zu handeln (*act like a man*) verweist auf eine performative Strategie, die sowohl auf den Sexus (*male*) als auch auf das Genus zielt. (Erhart/Hermann 2002: 35, Hervorh. i. O.)

Männlichkeit lässt sich somit als die „permanente Nachahmung und Mimikry von Männlichkeitszeichen“ (ebd.: 38) verstehen, konstituiert durch die zwei Momente der „Vergegenwärtigung eines kulturell geprägten phantasmatischen Modells“ (ebd.: 36) sowie „dessen individuelle Darstellung und Nachahmung (Mimesis)“ (ebd.). Indem Männlichkeit als performative Strategie verstanden wird, lässt sich die Hervorbringung von Geschlechtsidentität als Hervorbringung einer bestimmten Matrix untersuchen. Das gilt nicht nur für performative Akte des alltäglichen Lebens, sondern ebenso für die performative Erzeugung von Geschlechtsidentität in kulturellen Artefakten wie hier der Literatur.

Nicht nur die Geschlechtsidentität (*gender*) ist laut Butler nicht-essentiell, auch das sogenannte biologische Geschlecht (*sex*) wird performativ erst hervorgebracht und lässt sich somit vom Begriff der Geschlechtsidentität gar nicht mehr trennen:

> Die Geschlechtsidentität darf nicht nur als kulturelle Zuschreibung von Bedeutung an ein vorgegebenes anatomisches Geschlecht gedacht werden […]. Vielmehr muss dieser Begriff auch jenen Produktionsapparat bezeichnen, durch den die Geschlechter (*sexes*) selbst gestiftet werden. (Butler 1991: 24, Hervorh. i. O.)

In „Körper von Gewicht“ dekonstruiert Butler den Begriff des *sex*, indem sie den ideologischen Implikationen des Begriffs der Materie nachgeht und in Bezug auf Foucault den Begriff Materie als eingebettet in einen Macht/Diskurs-Komplex versteht, der somit nie einen unmittelbar erfassbaren Gegenstand bezeichnet, sondern stets vom Diskurs vorgeformt ist. Nach Butler kann es „keine Bezugnahme auf einen reinen Körper“ (Butler 1995: 33) geben, „die nicht zugleich eine weitere Formierung dieses Körpers wäre“ (ebd.). Der Körper ist demnach nichts Gegebenes, sondern Produkt eines Prozesses „der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, sodass sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt“ (ebd.: 32).

Butler geht somit nicht von einem ‚natürlichen‘ Körper aus, sondern versteht diesen als naturalisiert – Naturalisierung ist der Prozess, welcher die produktiven Techniken der Macht verschleiert und Gemachtes als Gegebenes darstellt. Insofern lässt sich das biologische Geschlecht als „Teil einer regulierenden Praxis“ (ebd.: 21) verstehen, die „die Körper erst herstellt, die sie beherrscht, das heißt, deren regulierende Kraft sich als eine Art produktive Macht erweist, als Macht, die von ihr kontrollierten Körper zu produzieren“ (ebd.). Diese diskursive Macht gibt eine bestimmte körperliche Norm vor, nämlich die der unhintergehbaren Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität, und wirkt somit zugleich als „regulierendes Ideal“ (ebd.). Die Annahme eines solch genormten vergeschlechtlichten Körpers bezeichnet Butler als notwendig, um Subjektivierung überhaupt erst zu ermöglichen: Die Normierungsprozesse „gehen der Bildung eines Subjekts voraus und ermöglichen sie“ (ebd.: 40). Die sogenannte ‚Intelligibilität‘ basiert auf diskursiven Regelungen von Eindeutigkeit, Gleichheit und Kohärenz (vgl. Ludewig 2002: 189f.) und ist somit verstehbar als die Norm der Erfassbar- und Lesbarkeit. Sie bildet die Voraussetzung für die Besetzung einer machtvollen Subjektposition. Dieses Einnehmen einer Subjektposition wird durch die Annahme einer Geschlechtsidentität und somit notwendigerweise einer normierten Körperlichkeit überhaupt erst ermöglicht: „Die Bildung eines Subjekts verlangt eine Identifizierung mit dem normativen Phantasma des ‚Geschlechts‘ (sex)“ (ebd.: 23).

Zugleich konstruiert diese Matrix der Macht ein „konstitutives Außen“ (ebd.), das den „Bereich der verworfenen Wesen“ (Butler 1995: 23) bildet und den Normen Widersprechendes einschließt. Dieser Ort ist jedoch nicht außerhalb der Macht anzusiedeln, sondern bedingt gerade die Existenz der Norm. In „Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung“ untersucht Butler diese Subjektwerdung innerhalb der Matrix der Macht und verdeutlicht, dass die Macht Existenz ermöglicht und daher eine Positionierung in den von der Macht vorgeschriebenen Existenzweisen begehrt wird (vgl. Butler 2001: 7f.). Die sozialen Kategorien der Macht, darunter auch und vor allem Geschlecht, „bezeichnen zugleich Unterordnung und Existenz“ (ebd.: 25). Scheitert die Erfüllung der Normen der Intelligibilität, droht die Gefahr, sich in dem Bereich verworfener Wesen zu befinden, die ein Dasein abseits machtvoller Positionen fristen.

Die Grenzen des Körpers lassen sich demnach als „gelebte Erfahrungen der Differenzierung“ (ebd.: 100) von ihrem konstitutiven Außen verstehen. Die Konstruktion einer Geschlechtsidentität ist dabei laut Butler zugleich an das Kon-

zept der heterosexuellen Matrix gebunden, die „Körper, Geschlechtsidentitäten und Begehren“ (Butler 1991: 219f., Fußnote 6) naturalisiert. Die Zweigeschlechtlichkeit, die sich sowohl in den Konzepten von *sex* als auch *gender* niederschlägt, ist nur durch die normativ hervorgebrachte Heterosexualität als Dichotomie sinnvoll aufrechtzuerhalten und „vollendet sich durch die Praktiken des heterosexuellen Begehrens“ (Butler 1991: 46). Männlichkeit ist in dieser Logik an das Begehren eines weiblichen Gegenparts gebunden, wobei diese heterosexuelle Praxis stark normiert und diskursiv limitiert ist. Auf den Punkt gebracht lautet die These Butlers: Wo kein eindeutig vergeschlechtlichter Körper konstruiert wird, dort kann es kein Subjekt geben.

Um die spezifische Relation von Macht und Männlichkeit in den Blick nehmen zu können, hat sich das Konzept der ‚hegemonialen Männlichkeit‘ von Raewyn (ehemals Robert) Connell als produktiv erwiesen. Anknüpfend an Antonio Gramscis Hegemoniekonzept versteht Connell die patriarchale Machtstruktur als eine Hegemonie, welche Männern Macht verleiht, dabei aber auch verschiedene Machtrelationen unter Männern herstellt:

> Hegemonie bezieht sich auf kulturelle Dominanz in der Gesellschaft insgesamt. Innerhalb dieses umfassenden Rahmens gibt es aber spezifische Geschlechterbeziehungen von Dominanz und Unterordnung zwischen Gruppen von Männern. (Connell 1999: 99)

Die hegemoniale Männlichkeit ist nun „jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt“ (ebd.: 97). Historisch und kulturell bedingt kann diese bestimmende Position variabel sein, durchgängig ist aber die Existenz eines hegemonialen Ideals. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit kann nun einerseits die patriarchale Machtstruktur von Gesellschaften fokussieren und andererseits die damit zusammenhängende kulturelle Produktion von Männlichkeitsidealen sowie daraus resultierenden Folgen der Marginalisierung nicht-hegemonialer Männlichkeiten analysieren. Mit Connell lässt sich die normative und phantasmatische Dimension von Männlichkeitskonstruktionen erfassen, die regulierend an der performativen Herstellung von Geschlechtskörpern und Geschlechtsidentität, wie sie bei Butler beschrieben wird, beteiligt ist. Laut Butler sind die Geschlechterperformanzen ohne Original (Butler 1991: 203), jedoch lassen sich mit Connell historisch und regional differente regulierende Normen und Idealbilder herausarbeiten. Dabei dient die hegemoniale Männlichkeit konkreten, als männlich identifizierten Individuen dazu, Herrschaft über als weiblich identifizierte Individuen auszuüben. Tony Coles weist in einer Kritik des Konzeptes darauf hin, dass hegemoniale Männlichkeit nicht als feste Größe verstanden werden kann und plädiert für die Berücksichtigung der gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse, welche ein dominantes Männlichkeitsideal zu einem hegemonialen werden lassen (Coles 2009: 36). Das regulierende Ideal bei der performativen Herstellung eines (männlichen) Geschlechtskörpers ist nach Coles von unterschiedlichen Machtkonstellationen abhängig und prinzipiell variabel.

Christian Kracht – „Faserland"

Krachts 1995 erschienener Roman „Faserland" avancierte zu einem zentralen Roman der Popliteratur und erfreut sich bis heute einer großen Leser_innenschaft. Zum besseren Verständnis der folgenden Ausführungen sei die Handlung kurz zusammengefasst. Der namenlose Protagonist des Romans reist innerhalb von wenigen Tagen durch Deutschland – von Sylt über den Bodensee bis in die Schweiz. Er ist Mitte zwanzig, ohne feste Heimat und ohne Arbeit. Da er offenbar über unbegrenzte finanzielle Mittel verfügt, führt er ein verschwenderisches und mobiles Leben, das von einem Mangel an sozialen Bindungen geprägt ist. Über seine Eltern erfährt der Leser/die Leserin nur wenig, sie scheinen in seiner gegenwärtigen Lebenswelt nicht vorzukommen, eine feste Beziehung führt der Protagonist nicht. Seine Reise durch Deutschland führt ihn zu alten Freunden, zu Nigel in Hamburg, Alexander in Heidelberg und Rollo am Bodensee. Diese Freundschaften erweisen sich im Laufe des Romans jedoch als im Zerfall begriffene oder bereits zerfallene. Nachdem sein Freund Rollo sich bei seiner eigenen Geburtstagsparty im Bodensee ertränkt, woran der Protagonist nicht ganz unschuldig ist, fährt er in die Schweiz und lässt sich dort auf den Zürcher See hinausrudern. Das Romanende legt einen Selbstmord des Protagonisten ebenfalls durch Ertrinken nahe.

Für die Fragestellung nach der literarischen Konstruktion eines männlichen Körpers im Zusammenhang mit Subjektivierungsprozessen ist der Roman besonders aufschlussreich, da die Beschreibungen des Körpers des Protagonisten im Roman einen großen Platz einnehmen und, wie sich später zeigen wird, als mit dem Subjektstatus des Protagonisten verknüpft dargestellt sind. Dabei ist auffällig, dass die Körperbeschreibungen sich allesamt im pathologischen Bereich bewegen, wie im Folgenden anhand einiger durchaus drastischer Beispiele deutlich werden soll. Das Essverhalten des Protagonisten ist sehr auffällig, entweder isst er zu viel („Ich esse inzwischen die zweite Portion Scampis mit Knoblauchsoße, obwohl mir nach der ersten schon schlecht war." Kracht 1995: 13) oder vergisst das Essen ganz („dann fällt mir ein, dass ich außer diesen Pfirsich-Joghurts am Hamburger Flughafen seit Sylt nichts mehr gegessen habe", ebd.: 94). Er beschränkt sich größtenteils auf die Aufnahme alkoholischer Getränke, die er zu jeder Tageszeit konsumiert, raucht Kette und erwähnt im gesamten Roman insgesamt 32-mal das Anzünden einer Zigarette, wobei das Rauchen weniger dem Vergnügen als der Beschäftigung und dem Überspielen von Unsicherheit dient. Es wird sehr häufig und plastisch beschrieben, dass der Protagonist sich übergibt („Große gelbe Kotzeschwälle platschen auf den Teppich, direkt neben den kaputten Telefonhörer", ebd.: 75), sich an das Übergeben erinnert („Ich hab einmal im P1 versucht, sie aufzureißen, und das ist damals ziemlich in die Hose gegangen, da ich betrunken war und kotzen musste", ebd.: 18) oder Andere dabei beobachtet („unterwegs sehe ich, wie ein völlig betrunkener junger Mann auf die Tür seines maulbeerfarbenen Porsche-Cabrios kotzt", ebd.: 21). Außerdem lässt sich eine Fokussierung auf Exkremente feststellen, etwa wenn der Protagonist beobachtet, „wie ein schwarzer Windhund […] eine

große Kackwurst neben einen Tisch setzt“ (ebd.: 14), oder über das Toilettensystem alter Züge sinniert („diesen Menschen ist, immer wenn ein Zug über sie wegdonnerte, die Scheiße aus den Toiletten auf ihre Häuser gefallen“, ebd.: 27). Der Literaturwissenschaftler Martin Brinkmann geht so weit, von einer „Kackspur durch den gesamten Roman“ (Brinkmann 2007: 22) zu sprechen. Genauso gut ließe sich von einer ‚Kotzspur‘ sprechen. Doch nicht nur Körperausscheidungen spielen in der Wahrnehmung des Protagonisten eine zentrale Rolle, sondern auch das Bild des eigenen Körpers selbst als weiches, unabgeschlossenes Objekt, aus dem nicht nur ‚Matsch‘ austritt, sondern der im Fall des Todes selbst zu „Körpermatsch“ (Kracht 1995: 28) werden kann.

Im Laufe der Erzählung offenbart sich ein traumatisches Erlebnis aus seiner Jugend, als der Protagonist bei den Eltern seiner ersten Freundin Sarah zu einem desaströsen Abend eingeladen war. Nach dem Essen erlauben Sarahs Eltern dem Ich-Erzähler, im Gästezimmer zu übernachten, wo er sich auch tatsächlich nach einem Gutenachtkuss von Sarah schlafen legt. Nachts wacht er auf und es ereignet sich folgende Szene:

> Mitten in der Nacht wache ich auf, und es riecht so komisch im Zimmer, und ich schlage die Augen auf und fühle im Dunkeln so um mich herum, und alles ist naß, und ich denke: Um Gottes Willen. Feuchten Traum gehabt. Bitte, bitte, bitte nicht jetzt und nicht hier. Ich mache also das Licht am Nachttisch an, Knips macht das, und ich gucke an mir herunter und sehe, dass ich ins Bett gekotzt habe, aber das ist nicht alles, nein, ich habe auch noch ins Bett geschissen. In diesem Moment wird alles dunkel. Ich habe nicht lange überlegt, ich konnte auch gar nicht überlegen. Ich habe mich angezogen und bin rausgerannt, aus der Wohnung, das Treppenhaus runter, wo es immer noch nach Bohnerwachs roch, und auf der Straße hab ich dann geheult vor Scham, aber stehengeblieben bin ich nicht, nein, weitergerannt bin ich, bis ich nach Hause kam. Und die Sarah hab ich nie wieder gesehen. (Kracht 1995: 33)

Aufgeschreckt aus dem Schlaf stellt der Protagonist also fest, dass sein Körper mit ihm ‚durchgegangen‘ ist. Der Schlaf als Zustand der Nichtkontrollierbarkeit des Körpers offenbart seine Tücke: Körperliche Funktionen wie Exkrementieren und Übergeben können nicht aufgehalten werden. Die Dunkelheit bietet keine Orientierung, der eigene Körper und seine Ausflüsse müssen erfühlt werden und werden bezeichnenderweise zuerst fehlinterpretiert: der Ich-Erzähler denkt, er habe einen „[f]euchten Traum“ gehabt, sein Samen habe sich also im Bett verteilt. Der Protagonist interpretiert den Körperausfluss also spontan als eine männlich-sexuelle Reaktion auf die heterosexuell konnotierte Situation des Übernachtens im Hause der Freundin. Er verfügt offenbar über das Wissen über pubertätstypische körperliche Reaktionen und wendet es auf sich selbst an. Der Wechsel von Tasten zu Sehen bei Licht bringt jedoch eine andere Erkenntnis hervor: Die vorige Interpretation ist falsch, tatsächlich handelt es sich um nichtkontrolliertes Übergeben *und* Exkrementieren. Obwohl der Ich-Erzähler gerade das Licht angeschaltet hat, „wird alles dunkel“. Das unkontrollierte Agieren des

Körpers verhindert jede ‚Erhellung' der Situation, jede Rationalisierung: „Ich habe nicht lange überlegt, ich konnte auch gar nicht überlegen". Der Protagonist ist nicht dazu fähig, die Situation durch geplantes und sinnvolles Handeln zu entschärfen, etwa das Bett und sich selbst zu reinigen. Der Schock über das Geschehen ist so groß, dass nur die ‚blinde' Fluchtreaktion bleibt. Erst nach Verlassen der Wohnung ist er fähig zu einer emotionalen Reaktion und beginnt, vor „Scham" zu weinen.

Die Szene lässt sich als eine Schlüsselszene für die Entwicklung der (Geschlechts-)identität und Körperlichkeit des Protagonisten lesen. Eingeführt wird in eine typische Szene der Adoleszenz: Der Besuch bei den Eltern der ersten Freundin lässt sich als Initiationsszene verstehen, die die männlich-heterosexuelle Identität des Ich-Erzählers sowohl vor den Augen eines Mädchens oder einer heranwachsenden Frau als auch vor den Augen der machtvollen Eltern/Erwachsenen hervorbringen soll. Die sexuelle Aufladung der Situation durch die Erwähnung der Jungfräulichkeit und den Gutenachtkuss bewirken außerdem die Erwartung einer möglichen sexuellen Initiation. Die Annahme des Protagonisten, einen ‚feuchten Traum' gehabt zu haben, stellt in dieser Konstellation noch die harmloseste Variante der unkontrollierten Körperöffnung dar – sie würde beweisen, dass er tatsächlich ein „[j]unger Mann" (Kracht 1995: 32) von sexueller Potenz ist, wie Sarahs Vater ihn anfangs adressiert; das „bitte, bitte, nicht jetzt und nicht hier" macht deutlich, dass Samenergüsse prinzipiell durchaus erwünscht sind, wenn auch nicht in dieser Situation. Als viel schlimmer stellt sich das tatsächliche Geschehen dar, nämlich die unfreiwillige Absonderung von ‚Matsch'. Solch unkontrollierbare Öffnungen des Körpers weisen auf den kindlichen Status des Körpers hin, der noch nicht gelernt hat, Ausscheidungen gezielt zu unterbinden, und der zugleich – das macht der hier skizzierte Kontext deutlich – in Relation zu weiblicher ‚offener' Körperlichkeit steht.

Der Protagonist kann die an ihn erhobenen Anforderungen einer heterosexuellen Männlichkeit nicht erfüllen, seine Initiation schlägt fehl und lässt sich offenbar im Verlauf des Romans auch nicht einholen. Sein Körper erweist sich nicht als abgeschlossen, unkontrolliert und somit nicht der hegemonialen Norm entsprechend, sondern als offen und somit zugleich ekelerregend. Deutlich wird ein sehr ausführlich geschildertes Unbehagen am eigenen Körper, das in der analysierten Szene eine Ursprungserzählung bekommt und das den Protagonisten bis in die Erzählgegenwart hinein prägen wird. Dabei hängen nicht-hegemoniale Körperlichkeit und das Verfehlen einer männlichen Subjektposition zusammen, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

Der Protagonist verfügt weder über einen Namen, der ihm als erste Instanz eine gesellschaftliche Einordnung garantieren würde, noch verfügt er über eine familiäre oder soziale Anbindung, einen Wohnort, einen Beruf, eine eindeutige Sexualität (vgl. dazu Alt 2009 und Forsell 2011) oder, in diesem Zusammenhang besonders interessant, über ein Gesicht, das die Einzigartigkeit seiner Existenz garantieren könnte:

> Ich ziehe den [Krawatten-]Knoten fest, mit beiden Händen, und sehe dabei in mein Gesicht im Spiegel. Ich sehe nicht wirklich hin, nur so an die Ränder […]. Wenn ich sage, ich würde an die Ränder sehen, dann meine ich das wirklich so. Die Mitte von meinem Gesicht, die will ich gar nicht mehr sehen, nur noch die Umrisse. Das geht natürlich nur, wenn man die Augen zukneift, dann wird es so, dass die Mitte verschwindet. (Kracht 1995: 128)

Der Blick auf das eigene Gesicht, der absichtlich die identitätsdefinierenden Züge von Augen, Nase und Mund auslässt, erzeugt nur einen undeutlichen Umriss, eine nicht-zentrierte Ahnung von Gesicht und Identität. Iris Meinen bezeichnet dies als „‚Gesichts- und Geschichtslosigkeit‘“ (Meinen 2010: 317), die „im Roman ihre Ausprägung im Motiv des Nicht-Erkannt-Werdens“ findet, wie es in zwei Szenen geschieht, in denen der Protagonist von seinen eigenen Freunden übersehen (Kracht 1995: 80) bzw. nicht erkannt wird (ebd.: 105). Die Namens- und Gesichtslosigkeit sowie die Abwesenheit von Handlungsmacht weist auf die Abwesenheit einer kohärenten Identität bzw. Intelligibilität des Protagonisten hin. Er ist nicht unverwechselbar, sondern übersehbar, weder Name noch Gesicht bürgen für seinen Subjektstatus. Somit besitzt der Protagonist auch keine Geschlechtsidentität als Mann. Denn um als männliches Subjekt an*erkannt* zu werden, sind eben jene Faktoren des Namens, Gesichts und der Handlungsmacht, also eine kohärente Identität notwendig.[1]

Meine These ist, dass der Protagonist mit Butler als *nicht-intelligibel* begriffen werden kann und somit dem Bereich der ‚verworfenen Wesen‘ zugehörig ist. Sein Mangel an kohärent vergeschlechtlichter Körperlichkeit geht einher mit seinem Unvermögen, eine kohärente männliche Identität auszubilden, wodurch er nicht fähig ist, eine Subjektposition einzunehmen. Der Körper des Protagonisten, der sowohl in der erinnerten Szene als Adoleszenter als auch im weiteren Verlauf des Roman als offen, weich und unkontrollierbar wahrgenommen wird und somit zugleich kindlich als auch z.T. weiblich konnotiert ist, sowie seine nicht ausgebildete (Geschlechts-)Identität bzw. Männlichkeit positionieren ihn jenseits der Norm einer hegemonialen Männlichkeit. Seine Körperlichkeit verbleibt in einem Zustand der nicht-lesbaren Geschlechtlichkeit, der die Anerkennung eines handlungsfähigen und anerkannten männlichen Subjekts verhindert.

Die hegemoniale Norm wird interessanterweise nirgendwo im Roman explizit formuliert und taucht lediglich in einigen wenigen Andeutungen auf, scheint aber dennoch für die Selbst- und Fremdwahrnehmung des Protagonisten äußerst entscheidend zu sein. Die Matrix der Macht, die Butler beschreibt, wirkt hier im Verborgenen, ist aber offenbar dadurch nicht weniger wirksam und verweigert dem Ich-Erzähler jegliche machtvolle Position: Er kann keinen Raum, keinen Ort sein eigen nennen, er lässt sich nicht ver-orten (vgl. dazu Langston 2006). Hier findet also auch das Reisemotiv des Romans seinen Sinn: Der deviante Körper des Ich-Erzählers findet keinen Platz im Deutschland der 1990er Jahre, sodass die unablässige Fluchtbewegung ihn ziellos vorantreibt, bis sie in einem Selbstmord gipfelt, der wiederum die Auflösung der Körpergrenzen konsequent fortführt: Tod durch Ertrinken.

Die in meiner Analyse bisher vernachlässigten erfolglosen Versuche des Protagonisten, durch „männliche[...] Posen“ (Borgstedt 2003: 243) wie etwa der Abwertung von Frauen, Homosexuellen (vgl. dazu Clarke 2005) und Männern aus der Arbeiterschicht sowie der auffällig präsenten Inszenierung durch ‚männliche‘ Kleidung das prekäre Verhältnis zu sich selbst und seiner Umwelt sowie seinen Mangel an einer männlichen Identität zu überdecken, sind offenbar nicht zuletzt dem Genre der Popliteratur geschuldet, die hier eine Ästhetisierung der Oberfläche mit einem Diskurs über Identitätsverlust verschränkt. Insofern würde ich den Roman weniger als Zeugnis eines konservativ ausgerichteten Krisendiskurses deuten, wie etwa von Ines Kappert (2008) formuliert, der darum bemüht ist, eine als verloren dargestellte Männlichkeit wieder herzustellen, als vielmehr als ein kritisch-subversives Aufzeigen des zeichenhaften und performativen Status von Geschlecht, Identität und Körperlichkeit sowie deren Abgrenzungsmechanismen gegenüber dem Anderen innerhalb einer hegemonialen Machtdimension und den Konsequenzen im Falle des Scheiterns – ohne jedoch Alternativen dazu aufzuzeigen.

Helmut Krausser – „Fette Welt“

Helmut Kraussers Roman „Fette Welt“ wurde 1992 als dritter Teil der Hagen-Trinker-Trilogie veröffentlicht, zu welcher auch sein Romandebut „Könige über dem Ozean“ (1989) und der eigentliche erste Teil der Trilogie, „Schweine und Elefanten“, der erst 1999 verspätet veröffentlicht wurde, zählen. Die Trilogie handelt vom unkonventionellen Leben des jungen Spielers, Herumtreibers und schließlich Obdachlosen Hagen Trinker, der sich von der bürgerlichen Welt abwendet und alternative Lebensentwürfe sucht. In „Fette Welt“ rutscht Hagen in die Obdachlosigkeit ab und verliebt sich in die junge Ausreißerin Judith, der er bis nach Berlin nachreist. Hagen Trinker ist in diesem Teil der Trilogie 27 Jahre alt und treibt sich nach dem Verlust seiner Wohnung und seiner letzten Besitztümer auf den Straßen Münchens herum, wo er mit anderen Obdachlosen und nicht-bürgerlichen Existenzen sein Dasein fristet. Das Besondere an Hagen ist dabei sein bildungsbürgerlicher Hintergrund, der ihn von den anderen Obdachlosen unterscheidet, sowie seine bewusste Entscheidung, abseits von bürgerlichen Lebensentwürfen auf der Straße zu leben.

Hagen Trinker besitzt schon durch sein Leben auf der Straße eine außergewöhnliche Körperlichkeit. Er wäscht sich selten, schläft im Park, besitzt kaum Wechselkleidung (seine Plastiktüte, die er im Park versteckt, enthält lediglich Folgendes: „Ein rotes Hemd, ’ne schwarze Hose, schwarze Schuhe aus italienischem Leder, zwei Tüten mit billigen Einwegrasierern und eine Tube Rasierschaum.“ Krausser 2002 [1992]: 79) und ist alkoholabhängig (immer wieder wird der exzessive Konsum von Alkohol beschrieben, vgl. ebd.: 23, 35 und 142. Auf die Alkoholabhängigkeit weist bereits der Nachname ‚Trinker‘ hin). Eingeführt wird Hagen in einer Szene mit der Partnerin eines Freundes, die ihn aufgrund

seiner unsauberen Körperlichkeit und seines parasitären Lebensstils – Hagen bittet seinen Freund um Geld – aus der Wohnung wirft:

> Angela ist eine saubere Hausfrau. Die Wohnung glänzt katzengeleckt. Eine Zeitlang habe ich das Bad benutzt. Das hat sie verboten, denn es ist ihr Heiligtum.
>
> Sie strahlt vor Gesundheit, wird die Erde achtzig Jahre lang verpesten. […]
>
> Sie hasst mich, weil ich der Dreck bin. (Krausser 2002 [1992]: 16)

Angelas saubere Körperlichkeit fungiert als Kontrastfolie zu Hagen und vertritt die gesellschaftlichen Normen, die den Dreck, den Hagen verkörpert, abwehrt. Somit ist die bürgerliche Gesellschaft zugleich weiblich konnotiert. Hagen grenzt sich von Angela ab, indem er sie im Umkehrschluss als ekelhaft darstellt („Sie […] wird die Erde […] verpesten“, s.o.) und positioniert sich erstaunlich selbstbewusst auf der Seite des Drecks: „Ich liebe ihn. Den Dreck. Er ist mein Reich – dort bin ich König und geduldet“ (ebd.). Er bezeichnet sich selbst als „der Anwalt alles Verfaulenden“ (ebd.: 17) und postuliert: „Ich sage ja zum Kaffeesatz, zum leeren Joghurtbecher und zum Schwarzen unter den Fingernägeln.“ (ebd.). So kann ihm Angelas Beschimpfung als „dreckiger Parasit“ (ebd.: 21) nichts mehr anhaben. Hagens Selbstpositionierung im Reich des Drecks begründet er durch dessen spezifische „Ästhetik“ (ebd.: 18), der er sich verschrieben hat: „Ich habe den Dreck akzeptiert, wie Bäume und Steine und Ratten und Wale und Menschenaffen und Affenmenschen. Seine Ästhetik ist mir die einzig noch interessante“ (ebd.). Die positive, identitätsbildende Seite, die der Dreck für Hagen hat, ist insofern erstaunlich, da der Dreck als „Abjekt“ (Pauldrach 2010: 79) der Gesellschaft starke Abwertung erfährt und hegemonialen Körpernormen eindeutig widerspricht und zudem eher weiblich konnotiert ist – bei Hagen aber gerade kein Unbehagen auslöst und sogar eher als männlich empfunden wird in Abgrenzung zur weiblich konnotierten sauberen Bürgerlichkeit. Christian Enzensberger definiert in seinem Essay „Größerer Versuch über den Schmutz“ den Dreck als „Struktur- und Ordnungsbegriff“ (Enzensberger 2001: 32), der das ‚gute‘ vom ‚schlechten‘ Leben trennt:

> Sauber ist schön und gut. Sauber ist hell brav lieb. Sauber ist oben und hier. Schmutzig ist hässlich und anderswo. Sauber ist doch das Wahre, schmutzig ist unten und übel, schmutzig hat keinen Zweck. (Enzensberger 2001: 9)

Der Schmutz markiere die „Differenz zur Gesellschaft“ (ebd.) einer Person, die sich selbst den Sauberkeitsvorschriften dieser Gesellschaft fügen müsse, wolle sie zu ihr dazugehören. Die Verortung im Bereich des abseitigen Schmutzes bzw. Drecks lässt sich somit als eine gegengesellschaftliche, widerständige Praxis begreifen. Somit kann Hagen der eigentlichen ‚Zwecklosigkeit‘ des Schmutzes eine Funktion zuordnen und sich im „anderswo“ verorten.

Hagens Körper lässt sich, wie im Folgenden deutlich werden soll, durchaus als ein männlich konstruierter und heterosexueller Körper verstehen, der

sich jedoch abseits der hegemonialen Männlichkeitsnorm befindet und sich selbstbewusst in der eigenen Welt des Drecks bewegt. So beherrscht Hagen den objektivierenden Blick auf Frauen und inszeniert sich selbst als potenter Sexualpartner:

> Kommt, ihr schönen Mädchen, ich schreib euch ein Gedicht zwischen die Brüste, mit weißer Tinte, der Saft, aus dem Testamente gemacht werden. Kostet! (Krausser 2002 [1992]: 88)

Er besetzt eine machtvolle Männlichkeitsposition, die über die Abwertung von Frauen als Objekte funktioniert. Im Verlauf des Romans wird jedoch deutlich, dass er diesen sexualisierenden Blick nicht in eine tatsächliche sexuelle Aktivität umsetzen kann. All die Frauen, mit denen er gern schlafen würde, sind für ihn unerreichbar aufgrund seiner unzureichenden körperlichen Attraktivität und seines niedrigen sozialen Status. In einer zentralen Szene wird deutlich, dass er sich beim Ausgehen in eine Bar den körperlichen Normen freiwillig unterwirft, indem er sich wäscht, rasiert und umzieht, da er weiß, dass er sonst nur mit Verachtung gestraft wird:

> Ich zieh mich um. Ich will noch in eine Kneipe gehen. Es ist weniger Eitelkeit, die mich zur Verkleidung treibt, eher die Erfahrung, als Penner überall beschissen und unfreundlich behandelt zu werden. Ich will nicht auffallen durch Flecken und Gestank. Ich will nicht beglotzt werden. Ich will interessante Frauen ansprechen dürfen. (Krausser 2002 [1992]: 80)

Der von ihm zuvor als so ästhetisch beschriebene Dreck wird von ihm abgewaschen, „Flecken und Gestank" sollen ihn in der Öffentlichkeit nicht als einen, der im Dreck beheimatet ist, verraten. Zugunsten der sexuellen Eroberungspläne wird der eigene Körper von Hagen der hegemonialen Norm angepasst, geradezu ‚verkleidet'. Hagen hat jedoch Probleme, dem Habitus und den Ansprüchen an Aussehen und Eleganz zu genügen, seine ‚Verkleidung' als Durchschnittsbürger fliegt auf, er wird von den Barbesuchern als ein Nicht-Zugehöriger erkannt, was damit endet, dass er zusammengeschlagen wird und einen körperlichen Zusammenbruch erleidet:

> Es weht durch meine Brust. Es ruht nicht sanft. Würmer, die quellen aus Mund und Nase. Das ruht nicht sanft. Im Kreis kriech ich durch den glatten, kühlen, feuchten Kies, die Augäpfel fallen mir aus den Höhlen und kullern fort, und ich bin blind. (Krausser 2002 [1992]: 94)

Sein Körper öffnet sich, sodass der Wind durch seine Brust „weht", Würmer wie sonst nur bei Leichen aus seinen Körperöffnungen kriechen und die Augen als herausfallend imaginiert werden. Die Erblindung lässt sich als eine Ohnmacht deuten, in der Hagen, ausgelöst durch die erfahrene körperliche Gewalt, vollständig die Kontrolle über seinen Körper verliert. Die anfangs selbstbewusst postulierte alternative Körperlichkeit Hagens, die mit einer Affinität zum Dreck

und zugleich mit einer kontrollierten und männlich-heterosexuellen Körperlichkeit einhergeht, lässt sich nicht länger aufrecht erhalten. Hagen wird durch die Menschen in der Bar sehr deutlich darauf hingewiesen, dass er nicht der hegemonialen Norm einer männlichen und sozial akzeptablen Körperlichkeit entspricht – einerseits durch die Misserfolge bei den Frauen, die er als attraktiv empfindet, andererseits durch die abwertenden Blicke und Kommentare, die er von allen Seiten empfängt, und schließlich in dem physischen Gewaltausbruch gegen ihn. In dieser Szene wird deutlich, dass das Körperkonzept, gleichzeitig ein nicht-hegemonialer dreckiger Körper *und* ein selbstbewusstes, anerkanntes männliches Subjekt zu sein, nicht funktioniert. Das Konzept des Drecks als identitätsbildend für Hagen geht nur solange auf, wie er sich in Kreisen abseits der bürgerlichen Welt bewegt, in dem die hegemonialen Normen offenbar weniger wirksam sind. Die Widersprüche in Hagens Selbst- und Körperkonzept treten zutage und müssen narrativ bearbeitet werden.

Der Roman erzählt im Folgenden eine körperliche Transformation Hagens, die mit der Liebesgeschichte zur minderjährigen Ausreißerin Judith verknüpft wird. Judith und er lernen sich auf der Straße kennen und verbringen einen Tag miteinander, bevor Judith von der Polizei zu ihren Eltern nach Berlin zurückgebracht wird. Daraufhin begibt sich Hagen auf die Suche nach ihr und fährt nach Berlin, nachdem er bei einem Aushilfsjob in einem Bestattungsinstitut etwas Geld verdiente. Zeitgleich erkrankt er an einer schweren Lungenentzündung, er wird geplagt von ständigen Hustenanfällen, bis er schließlich starkes Fieber hat. Seine Krankheit führt dazu, dass Hagen sich und seinen Körper als verändert wahrnimmt, sein Selbst kommt ihm im Vergleich zu seinem Körper vergrößert vor: „Ich rage aus meinem Körper heraus“ (Krausser 2002 [1992]: 220). Der Zusammenhalt des Körpers schwindet, in seinem Inneren scheint Veränderung stattzufinden: „In mir beginnt ein Erdbeben […]. Zu siebzig Prozent bestehe ich aus Wasser und Seestürmen“ (ebd.: 231). Schließlich nimmt Hagen sich als vollständig auseinander gefallen wahr:

> Ich bin bloßgelegt vor mir, entziffert alle Codes. Es sieht aus wie ein Haufen größerer und kleinerer Schrauben. Das muss man wieder zusammenschütten. (Krausser 2002 [1992]: 234)

Das Auseinanderfallen des Körpers und zugleich des Ichs in der Krankheit deutet hier bereits auf die bevorstehende körperliche Transformation Hagens hin, die sich jedoch erst vollständig vollzieht, als Hagen Judith schließlich findet und sie sich küssen:

> Wir schlecken uns ab. Welch eine *Reinigung* […] ihre Hände exorzieren mich, aus meinem Körper purzeln verkommene Geister, ziehen boshaft letzte Kreise und zischen haßstammelnd davon. Sekunden voller *Reinheit* und Ursprung. (Krausser 2002 [1992]: 301, Hervorh. der Verf.)

Nachdem die beiden den ersten gemeinsamen Geschlechtsverkehr vollzogen haben, fühlt Hagen sich wie ein neuer Mensch: „Ich bin nackt und neu und habe alle Chancen" (ebd.: 305). Hagen hat seine alte Identität abgelegt, sogar sein Pass wird diese Identität nicht mehr bezeugen können: „Morgen läuft mein Pass ab…" (ebd.: 312). Judith und Hagen machen sich in eine unbestimmte Zukunft miteinander auf, gemeinsam steigen sie in einen Zug, der „fährt, nur fährt, heraus aus dem Reich des Blöden" (ebd.). Hagens letzte Worte im Roman, die zugleich dessen Ende darstellen, sind: „‚Judith', murmle ich, ‚sei ganz vorsichtig neben mir…Ich bin jetzt ein Elefant'" (ebd.: 313). Die endgültige Transformation findet also durch die erfüllte Liebesbeziehung zu Judith statt, die seinen Körper reinigt und ihn somit verändert. Hagens neuer Elefantenkörper lässt seine alte, nicht-hegemoniale und im Dreck beheimatete Körperlichkeit hinter sich. Um die Implikationen dieses Motives zu verstehen, werde ich im Folgenden kurz die Motive des Schweins und des Elefanten in Rückbezug auf die vorhergegangenen Bände der Trilogie klären. In „Schweine und Elefanten" erklärt Hagen, dass er sich selbst als ein Schwein, das einen Elefanten enthält, wahrnimmt: „Ich fühlte mich als ein Schwein, in das ein kleiner Elefant eingenäht war" (Krausser 1999: 65). Schwein zu sein bedeutet für Hagen „Nicht wissen was man will, aber nehmen was da ist" (ebd.: 123), also eine nicht moralische, allein auf Bedürfnisbefriedigung angelegte Existenz, die sich durch einen Mangel an Selbstreflexion und Orientierung im Leben zeigt. Der Elefant dagegen steht für Intelligenz, Stärke und Würde, eine Daseinsform, die der des Schweins vorgezogen wird:

> Mein Lieblingstier ist der Elefant. Stark, würdevoll und klug. Bullen bitteren Charakters ziehen einsam fernab der Herde, ein altes Exemplar geht fort, um zu sterben. Sie können sogar weinen und sind fast die einzigen Tiere, die älter werden, als sie fortpflanzungsfähig sind. Schweine sind genauso intelligent wie Elefanten, vielleicht sogar intelligenter, denn sie tragen ihr Elfenbein schon lang nicht mehr mit sich herum. Einen Weg zu finden, ihr Fleisch zu verstecken, blieb ihnen bislang verwehrt. Lustgewinn weder weit noch breit in Sicht. Ich wollte keins der Schweine sein, banales Blut in der großen Verwurstung. […] ‚Ich möchte ein dunkelblauer Elefant sein.' (Krausser 1999: 140f.)

Schwein sein bedeutet für Hagen, ‚Fleisch' zu sein, in der Banalität der körperlichen Bedürfnisse aufzugehen, ohne sie in Frage zu stellen. Schweine sind als dreckig konnotiert und besitzen nur ihren Körper, ohne einen Mehrwert aufzuweisen, den dagegen der Elefant besitzt: das wertvolle Elfenbein. Dieses symbolisiert die übergeordnete Seinsform des Elefanten, der menschenähnliche Züge wie den einsamen Tod, die Fähigkeit zu weinen und das Weiterleben nach dem Ende der eigenen Fruchtbarkeit aufweist. Die Verabschiedung vom Schwein-Sein und die Transformation zum Elefanten lassen sich als die Entwicklung Hagens vom nicht-hegemonialen, im Dreck lebenden und sich mit dem Dreck identifizierenden Protagonisten, der sehr eng an die eigene Körperlichkeit, das „Fleisch" gebunden ist, hin zu einer ‚höheren', den Körper transzendierenden Existenzform verstehen. Auch Hagens Identität erneuert sich, sein Elefant-Sein kann eine völlig neue Daseinsform abseits des nicht-hegemonialen prekären

Straßenlebens ermöglichen. In der Liebesbeziehung zu Judith wird Hagen endlich als ein heterosexueller Mann anerkannt und kann seine Sexualität ausleben, ohne dass ihm, bzw. seinem Körper, Ablehnung und Abwertung entgegengebracht wird und ohne dass er selbst ihm gegenüber Unbehagen empfindet. Somit kann er performativ Männlichkeit hervorbringen, die ihm zuvor von den Angehörigen der bürgerlichen Welt und ihrer Orientierung an hegemonialen Normen abgesprochen wurde. Die Beziehung fungiert als eine ‚Erlösung‘ von Hagens vorheriger prekärer Existenz und auch von seinem Körper im Dreck, der so stark als nicht-hegemonial markiert war.

In „Fette Welt“ wird ein alternatives, nicht-hegemoniales Körperkonzept entworfen, das im Dreck, dem weiblich konnotierten Abjekt der bürgerlichen Gesellschaft, verortet ist, sich zugleich aber als männlich und identitätsstiftend versteht und somit vermeintlich nicht dem Bereich der ‚verworfenen Wesen‘ angehört. Anfangs sieht es so aus, als könne dieses Konzept tatsächlich eine alternative Existenzweise ermöglichen und dem Protagonisten eine intelligible Subjektposition abseits hegemonialer Männlichkeitsnormen verschaffen. Die inneren Widersprüche dieser Konzeption werden jedoch schnell deutlich, da (hegemoniale) Männlichkeit in der performativen Interaktion hervorgebracht wird und somit auf Anerkennung durch Andere angewiesen ist – und, wie hier sehr deutlich wird, an ein Konzept von Heterosexualität gebunden ist, die sich durch die heterosexuelle Praxis erst herstellt und zur männlichen Identität offenbar zwingend dazugehört. Hagens devianter Körper muss sich transformieren, um eben dieses männliche Subjekt hervorbringen zu können, was durch Andere, und zwar sowohl in homosozialen als auch heterosexuellen Beziehungen, anerkannt wird.[2] Die Macht der hegemonialen Normen wird im Roman durch die Ausübung von Gewalt gegenüber dem Protagonisten deutlich. Erst durch seine Transformation wird es ihm zumindest theoretisch möglich, eine intelligible Subjektposition innerhalb der Matrix der Macht einzunehmen. Bezeichnend für den Roman ist jedoch, dass die bürgerliche Lebenswelt mit ihren festen Positionierungen und eindeutigen Identitäten letztendlich nicht die endgültige Lösung zu sein scheint. Hagens Existenz als Elefant lässt sich einerseits als Verabschiedung der prekären Lebensweise auf der Straße verstehen, andererseits allerdings nicht als reine Affirmation der bürgerlichen Lebensweise. Die Zukunft des Paares ist ungewiss, der Zug, in den sie steigen, hat kein Ziel, lediglich das Vorhaben der Ortsfindung wird geschildert und somit nehmen sie (noch) keinen festen Ort in der gesellschaftlichen Ordnung ein. Die Möglichkeit, dies zu tun, ist durch die Transformation Hagens jedoch offenbar gegeben.

Resümee

Das Besetzen einer eindeutig männlichen intelligiblen Subjektposition durch die Konstruktion eines eindeutig vergeschlechtlichten männlichen Körpers spielt in beiden Texten eine zentrale Rolle und stellt in „Fette Welt“ das Telos der Narration dar. In „Faserland“ verhindert das Scheitern der Ausbildung eines eindeutig männlichen Körpers die Subjektwerdung des Protagonisten und endet in der Selbstauslöschung des Protagonisten, der den hegemonialen Normen nicht genügen kann. In „Fette Welt“ hingegen wird ein starker erzählerischer Aufwand betrieben, um den nicht-hegemonialen, dreckigen Körper des Protagonisten zu transformieren und somit die Anerkennung als männliches Subjekt zu ermöglichen. Dies lässt sich als Normalisierungsnarrativ begreifen, welches den devianten Körper aus dem Text herausschreibt. In „Faserland“ weist der Protagonist ein großes Unbehagen am eigenen Körper auf, was vor allem mit der Wahrnehmung des Körpers als offenem und somit weiblich konnotiertem Objekt zusammenhängt. Hagen dagegen verspürt dieses Unbehagen zumindest anfangs nicht, deutet aber nach der Transformation seines Körpers den vorherigen Status als ‚schweinisch‘ um und offenbart somit nachträglich doch sein Unbehagen am eigenen Drecks-Körper. In beiden Texten ist eine hegemoniale, auf den Körper bezogene Männlichkeitsnorm eher implizit erkennbar, die sich an den Achsen von Abgeschlossenheit, Härte, Sauberkeit und auch einer Transzendierung des Körpers, wie es im Bild des würdevollen, vom ‚Fleisch‘ unabhängigen Elefanten deutlich wird, bewegt. Eine nicht-hegemoniale und nicht eindeutig männliche und somit zugleich weiblich konnotierte Körperlichkeit scheint in den Texten nicht existieren zu dürfen, sie wird in beiden Romanen letztendlich verabschiedet – in „Faserland“ durch den angedeuteten Selbstmord, in „Fette Welt“ durch die Transformation in einen der Norm entsprechenden Körper. Butlers These der Verwerfung nicht-intelligibler Seinsformen, die die hegemonialen Normen eindeutig vergeschlechtlichter Körperlichkeit als Voraussetzung für den Subjektivierungsprozess nicht erfüllen, scheint sich in beiden Romanen zu bestätigen. Eine Existenz jenseits der machtvollen Normierungen ist hier offenbar letztendlich nicht lebbar – jedoch immerhin erzählbar, wie insbesondere am Roman „Faserland“ zu sehen ist, der sich als Text gerade durch die Öffnung hinsichtlich eines Narrativs abseits von fester Identität, Körperlichkeit und stringenter Handlung konstituiert.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Mascha Marlene Vollhardt
Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Deutsche Literatur
Dorotheenstr. 24, D-10099 Berlin
mascha.vollhardt@hu-berlin.de

Anmerkungen

1 „Das Subjekt ist genötigt, nach Anerkennung seiner eigenen Existenz in Kategorien, Begriffen und *Namen* zu trachten, die es nicht selbst hervorgebracht hat, und damit sucht es das Zeichen seiner eigenen Existenz außerhalb seiner selbst.“ (Hervorh. durch die Verf.) Butler arbeitet mit dem Konzept der Althusserschen ‚Anrufung‘ des Subjekts, die zugleich eine An*erkennung* der Existenz des Subjekts bedeutet, in: Butler 2001: 25f.

2 Auf die Subjektposition Hagens kann ich hier aus Platzgründen leider nicht weiter eingehen, es sei aber darauf hingewiesen, dass im Roman die Schizophrenie Hagens angedeutet wird, vgl. dazu die Analysen von Matthias Pauldrach (2010) und Steffen Martus (2009). Alt, Constanze (2009): Zeitdiagnosen im Roman der Gegenwart. Bret Easton Ellis' American Psycho, Michel Houellebecqs Elementarteilchen und die deutsche Gegenwartsliteratur. Berlin: Trafo.

Literatur

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Borgstedt, Thomas (2003): Pop-Männer. Provokation und Pose bei Christian Kracht und Michel Houellebecq. In: Benthien, C./Stephan, I. (Hrsg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln: Böhlau, S. 221-247.

Brinkmann, Martin (2007): Unbehagliche Welten. Wirklichkeitserfahrungen in der neuen deutschsprachigen Literatur anhand von Christian Krachts ‚Faserland‘ (1995), Elke Naters ‚Königinnen‘ (1998), Xaver Bayers ‚Heute könnte ein glücklicher Tag sein‘ (2001) und Wolfgang Schömels ‚Die Schnecke. Überwiegend neurotische Geschichten.‘ (2002). In: Weimarer Beiträge 53, 1, S. 17-47.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen von Geschlecht. Berlin: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Clarke, David (2005): Dandyism and Homosexuality in the Novels of Christian Kracht. In: Seminar. A Journal of Germanic Studies 41, S. 36-54.

Coles, Tony (2009): Negotiating the Field of Masculinity: The Production and Reproduction of Multiple Dominant Masculinities. In: Men and Masculinities 12, S. 30-44.

Connell, Robert (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.

Deuber-Mankowsky, Astrid (2005): Natur/Kultur. In: von Braun, C./Stephan, I. (Hrsg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln: Böhlau, S. 200-219.

Enzensberger, Christian (2001): Größerer Versuch über den Schmutz. München: Hanser.

Erhart, Walter/Herrmann, Britta (2002): Männlichkeit als Performance. In: Frey Steffen, T. (Hrsg.): Masculinities – Maskulinitäten. Mythos – Realität – Repräsentation – Rollendruck. Stuttgart: Metzler, S. 33-55.

Forssell, Louise (2011): ‚Wir küssen uns, und ich sehe ihr dabei in die blaugefärbten Kontaktlinsen…‘ Christian Krachts Faserland. In: Studia Neophilologica 83, 1, S. 104-120.

Kappert, Ines (2008): Der Mann in der Krise oder: Kapitalismuskritik in der Mainstreamkultur. Bielefeld: transcript.

Karremann, Isabel (2008): Männlichkeit und Körper. Inszenierungen eines geschlechtsspezifischen Unbehagens im englischen Roman des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Königstein/Taunus: Helmer.

Klinger, Cornelia (2008): Von der Gottesebenbildlichkeit zur Affentragödie. Über Veränderungen im Männlichkeitskonzept an der Wende zum 20. Jahrhundert. In: Brunotte, U./Herrn, R. (Hrsg.): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Bielefeld: transcript, S. 25-35.

Kracht, Christian (1995): Faserland. Köln: dtv.

Krausser, Helmut (1994[1989]): Könige über dem Ozean. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Krausser, Helmut (1999): Schweine und Elefanten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Krausser, Helmut (2002[1992]): Fette Welt. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Langston, Richard (2006): Escape from Germany: Disappearing Bodies and Postmodern Space in Christian Kracht's Prose. In: The German Quarterly 79, 1, S. 50-70.

Ludewig, Karin (2002): Die Wiederkehr der Lust. Körperpolitik nach Foucault und Butler. Frankfurt/M.: Campus.

Martus, Steffen (2009): Kindermörder in der Erlebnisgesellschaft. Zu Helmut Kraussers Hagen-Trinker-Triologie im literaturgeschichtlichen Kontext. In: Conter, C.D./Jahraus, O. (Hrsg.): Sex – Tod – Genie. Beiträge zum Werk von Helmut Krausser. Göttingen: Wallstein, S. 249-268.

Meinen, Iris (2010): Wertherland. Krachts Faserland in der Tradition des Werther. In: Arend, H. (Hrsg.): „Und wer bist du, der mich betrachtet?". Populäre Literatur und Kultur als ästhetische Probleme. Festschrift für Helmut Schmiedt. Bielefeld: Aisthesis, S. 313-326.

Pauldrach, Matthias (2010): Die (De-)Konstruktion von Identität in den Romanen Helmut Kraussers. Würzburg: Ergon-Verlag.

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 19/2: 55-72

Beate Schmuck

Paper Dolls für Nixon!

Polit-modische Instrumentalisierung von Frauenkörpern im US-amerikanischen Wahlkampf 1968

Zusammenfassung: Moderne amerikanische Wahlkämpfe zeigen, dass Attraktivität weiblicher Körper und deren modische Inszenierungen strategisch eingesetzt werden, um für männliche Kandidaten zu werben. Am Beispiel der *Nixonettes in Paper Dresses* im US-Wahlkampf 1968 wird erläutert, wie konsequent sich PR-Kampagnen am damaligen Modehype der Papierkleider bedienten, um Wahlkampf für Richard Nixon zu machen. Analysiert werden polit-modische Strategien, bei denen politisches und modisches Agieren verschmelzen und Geschlecht, Körper und Kleidung expressiv als nonverbale Kommunikationsmittel im medialen Wahlkampf eingesetzt werden.

Schlagwörter: Nonverbale Kampagnenpolitik im US-Wahlkampf 1968; polit-modische Instrumentalisierung von Campaign-girls; Theatralität von Geschlecht, Körper und politischer Macht.

"Paper-Dolls for Nixon!" The political-fashion use of female bodies in the 1968 US-election campaign

Abstract: Modern political campaigns in the USA have used the attractiveness of a female body and its fashionable staging as part of the promotion strategies of male candidates. Drawing on the example of the "Nixonettes in Paper-Dresses" in the 1968s campaign, this article explains how PR-managers worked systematically with highly fashionable paper dresses to campaign for Richard Nixon. The article analyzes fashion strategies in policy which show the fusion of political and fashion performances and also the application of sex in politics: gender, body and dresses were used in the campaign as expressive, nonverbal communication tools.

Keywords: nonverbal politics using sex, gender and dresses in the election-campaign in 1968; "politically-fashionable" use of campaign girls; theatricality of gender and political power.

Der folgende Beitrag fokussiert Nixonettes[1] als organisierte, in hypermodische Nixon-Papierkleider gekleidete Campaign-girls der *Nixon's the one*-Kampagne im US-amerikanischen Hauptwahlkampf 1968. Er analysiert genderreflexiv, wie für den republikanischen Kandidaten in komplexer Interdependenz von modischen und politischen Inszenierungen geworben wurde und wie Körper junger Frauen als Nixonettes in Papierkleidern sexualisiert und strategisch instrumentalisiert wurden. Diese Interdependenz und die politisch intendierte und modisch

© 2013 Budrich Unipress. 10.3224/09489975213

ausgeführte, prozessuale „Embodying-Perspektive“ (vgl. Schmitz/Degele 2010) nenne ich als Arbeits- und Leitbegriff der Analysen polit-modisch.

Der genannte Untersuchungsfokus auf polit-modische Instrumentalisierungen von Campaign-girls ist in der Wahlkampfforschung bisher nicht berücksichtigt worden. Damit werden grundlegende genderbezogene Modi polit-ästhetischer Werbung für Präsidentschaftskandidaten, die in den USA bis zu den Kandidaturen der Demokratin Hillary Clinton und der Republikanerin Sarah Palin in den Vorwahlkämpfen 2008 ausschließlich männlich waren[2], wissenschaftlich nicht beachtet. Zwar thematisieren Forschungen Medialisierung und Theatralität von modernen Wahlkämpfen und analysieren politische Verkörperungen im Kontext repräsentativer Demokratien (vgl. Meyer/Ontrup/Schicha 2000; Römmele 2005; Wagner 2005). Sie beziehen sich aber ausschließlich auf die Repräsentanten der Macht. Dies gilt auch für genderpolitische Forschungen, die das Auftreten von Kandidatinnen im Wahlkampf 2008 im medialen Diskurs von Macht und Geschlecht untersuchen (vgl. Sennewald 2010).

Der vorliegende Beitrag setzt bei diesem Forschungsdesiderat an und analysiert polit-modische Funktionen von Campaign-girls mit Konzentration auf das Phänomen der Nixonettes in Papierkleidern im US-Hauptwahlkampf 1968. Er fokussiert körpersprachliche, ästhetisch-stilistische und modische Modi politischer Kommunikation und Vermittlung.

Zur Klärung, wie in modernen US-amerikanischen Wahlkämpfen Politik populär-ästhetisch vermittelt wurde, sind Ansätze der Cultural Studies interessant. Sie betrachten Interdependenzen von Politik und populären Kulturen (vgl. Combs 1984; Street 1997). In diesem Zusammenhang sind Vermittlungsfunktionen von Kleidung, Körpersprache und Design als „political gesture“ (Street 1997: 35) und als Imagebildungen und Habitualisierungen relevant. Ich stelle die These auf, dass die Nixonettes in Papierkleidern ein notwendiges vermittelndes ‚Dazwischen‘ in der politischen Kommunikation mit potenziellen Wählerinnen und Wählern darstellten, indem sie eine popästhetische Brücke zwischen dem männlichen Habitus der Repräsentanten und dem Lebensstil vieler junger Frauen schufen, die man als Jungwählerinnen bewerben wollte.

Dieses stilistische Vermittlungsmedium über Modekörper von Campaign-girls ist typisch für moderne US-amerikanische Medienwahlkämpfe der „Catch-all-Parteien“ (vgl. Römmele 2005: 30), bei denen professionelle PR-Agenturen Vermittlungsformen für die Kandidierenden suchen, mit denen Gruppen von Wählerinnen und Wählern gezielt angesprochen werden können. Werden in den Kampagnen auch weibliche Familienmitglieder und insbesondere die First Ladies oder Gattinnen der Kandidaten einbezogen, so schaffen es diese aufgrund ihrer exponierten Stellung und ihres distinktiven Bekleidungshabitus alleine nicht, die notwendigen Lifestyle-Brücken zu den Wählerinnen und Wählern zu schlagen. Ich vertrete daher die These, dass modisch ausgestattete Campaign-girls diese Aufgaben in den Wahlkämpfen der 1950er und 1960er Jahren übernahmen und diese Funktion insbesondere bei medialen Auftritten der Kandidaten ausübten, um gezielt Frauen anzusprechen.

Abb. 1: *I like Ike*-Nylonstrümpfe (The Sun Papers)

Obwohl Frauen in den USA seit 1920 das Wahlrecht hatten, wurden sie erst in den Wahlkämpfen der 1950er Jahre als Wählerinnen mit eigenen Interessen wahrgenommen (vgl. Römmele 2005: 28) und gezielt als politische und modische Konsumentinnen beworben (vgl. Mayo 1992: 152). Dies geschah durch Campaign-girls, die Wahlkampf für diverse republikanische und demokratische Kandidaten machten. Für die Aufladung und den Transfer politischer Werbebotschaften in das Medium der Mode waren die von den Walt Disney Studios für Dwight David Eisenhower konzipierten *I like Ike*-Kampagnen 1952 und 1956 wegweisend. Die Ausstattung der *Ike Girls* mit modischen *New Look*-Kleidern und Nylonstrümpfen mit *I like Ike*-Aufdrucken (Abb. 1) brachten begehrte Mode und Accessoires in den an Frauen adressierten politischen Werbekontext ein und generierten so Wählerinnen für Eisenhower.

Wurden in den 1950er Jahren gezielt erwachsene Frauen angesprochen, so bezogen sich die republikanischen und demokratischen Kampagnen des 1968er Wahlkampfes auf politisch uninteressierte, aber an Medien, Konsum und am Party-Lifestyle orientierte Jugendliche. In einer Zeit, in der sich Frauen-Leitbilder dynamisch veränderten, sich kommunistische Ideologien verbreiteten, sich Teile der studentischen Jugend politisch organisierten und vehement gegen Diskriminierung und den Vietnamkrieg protestierten, war es wahlstrategisch wichtig, die unpolitischen, konsumfreudigen Jugendlichen zu umwerben und als Erstwählerinnen und Erstwähler zu gewinnen. Daher setzten die politischen Agenturen verstärkt Mittel ein, die dem Lebensstil dieser Jugendlichen entsprachen. Hier fußt die Strategie, den Hype der Papiermode aufzugreifen und diese 1968 begehrten Einwegkleider für die Ausstattung von Campaign-girls zu nutzen.

Konzentriert sich dieser Beitrag auf die Nixonettes, so betrachtet er das Beispiel, an dem sich die dramaturgische Zuspitzung des Hauptwahlkampfes zwischen Richard Nixon und Hubert H. Humphrey polit-modisch zeigte.

Vor diesem Hintergrund werden die Nixonettes in Papierkleidern anhand von Kampagnenmaterial und von Pressefotos analysiert. Beide Medien konstruieren in fokussierender Weise Wirklichkeit. Kampagnenmaterialien präsentieren das Design-Konzept und Pressefotos konstruieren visuelle Botschaften (vgl. Grittmann 2007: 175). Als Schlag- oder Schlüsselbilder verkürzen und verdichten sie Themen, Inhalte und Aussagen in Form eines bildlichen Motives, das visuell kommuniziert wird (vgl. Ballensiefen 2009: 19). Politische Kommunikation arbeitet vielschichtig mit diesem Medium. Wie Elke Grittmann (2007: 278) konstatiert, konstruiert sich Politik in der Pressefotografie. Für die hier anstehenden Analysen ist es daher wichtig, die vorgestellten Fotografien im Kontext des Genres der politischen Wahlkampffotografie zu sehen. Dieses besteht aus immer wiederkehrenden, schnell erfassten Bildthemen wie Begrüßungsritualen des Kandidaten, die Präsentation des Kandidaten im Kreise seiner Familie, die jubelnde Masse, Gesten des Händeschüttelns, Szenen von Straßen- und Saalveranstaltungen oder das hier relevante Thema der Inszenierung von Campaign-girls.

NIXON- Papierkleider: „Mod Modes for Nixon“

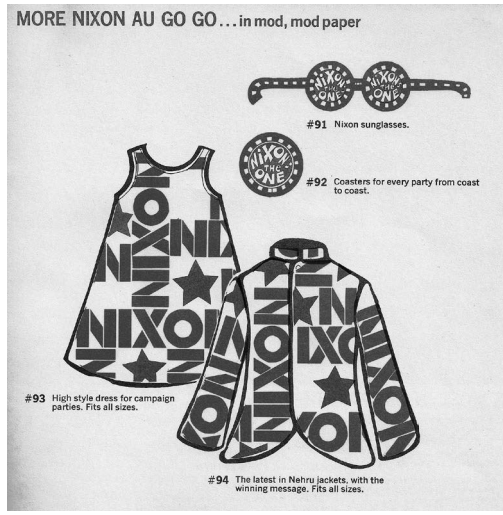

Abb. 2: Dessin der *Nixon Paper Dresses* (Official Campaign Materials Catalog)

Unter dem Motto „Mod Modes for Nixon“ stellt die mit „More Nixon au Go Go…in mod, mod paper“[3] betitelte Katalogseite des „Official Campaign Materials Catalog“ der Werbeagentur Feely & Wheeler Inc. das Outfit vor, mit dem Nixonettes während der Veranstaltungen des Hauptwahlkampfes auftreten sollten (Abb. 2).

Die Seite zeigt ein dreifarbig gedrucktes Bekleidungsensemble. Hierzu gehören ein ärmelloses Minikleid in gerader A-Linie, eine Nehru-Jacke mit Stehkragen, die von Männern getragen werden konnte und eine Papierbrille mit dem aufgedruckten Kampagnenslogan „Nixon's the One". Darüber hinaus gibt es noch Untersetzer im identischen Dessin.

Das Muster des Kleides und der Jacke besteht aus roten, senkrecht und waagerecht, plakativ, iterativ angeordneten Majuskeln, die den Kandidatennamen ergeben. Blaue Sterne unterbrechen rhythmisch das Buchstabenraster. Stilistisch entspricht diese Komposition der Pop-Art, die Mitte der 1960er Jahre verstärkt Impulse aus der Typografie aufgriff (vgl. Schneider 2011: 224), mit Prinzipien der seriellen Vervielfältigung arbeitete, Siebdruck- oder Offsetverfahren nutzte und Werbeembleme, Produktnamen und Werbekommunikation auf die Kunstproduktion übertrug. In der rot, weiß, blauen Farbgestaltung und mit dem Sternenmotiv setzt das Dessin des Ensembles eindeutige US-amerikanische Zeichen ein. Ikonisch komprimiert vereint es den Kandidaten, die Trägerinnen der Kleider, die Träger der Jacken und die rezipierenden potenziellen Wählerinnen und Wähler im gemeinsamen patriotischen Bekenntnis.

Der Texthinweis unter der abgebildeten Jacke formuliert explizit die Gewinnbotschaft in Vernetzung von Design, Mode, Lifestyle und politischer Botschaft. Dabei sendet die Überschrift „Mod Modes for Nixon" subtile, mehrdeutige Impulse. Sie bietet modische Imaginationsmöglichkeiten und transferiert diese gleichzeitig in den politischen Vermittlungskontext, indem sie den Kandidatennamen in die polyseme Modebotschaft einbindet. Sie verweist auf den als „The Young World" (Carlyle/Lubell 1966: 39) gekennzeichneten Mode- und Lifestyle der adressierten Jungwählerinnen und Jungwähler. Mit „Mod Modes" bezieht sich der Text zur abgebildeten Kampagnenkleidung nicht auf die Stilbildungen der britischen Jugendkultur der Mods, sondern auf die in den 1960er Jahren von der Jugendsubkultur in den Modemainstream übertragene *Mod Fashion* (vgl. Jenß 2007: 129) und das übergreifende Phänomen des „Modism" (Carlyle/Lubell 1966: 44).

Ähnlich konnotiert, aber im Gegensatz zum beide Geschlechter ansprechenden *Modism*, verweist die Überschrift „More Nixon au Go Go…in mod, mod paper" auf sexualisierte Weiblichkeit. An die Party-Kultur der *Go-Go Girls* als animierenden Tänzerinnen in Diskotheken angelehnt, ruft diese Formulierung ein Bild popkultureller Ikonen (vgl. Lynn 2007: 328) auf, das mit dem Frauenbild der unabhängigen „Single Girls" (Radner 1999) korrespondierte. Die Steigerungsform „mod, mod paper" spricht die Papiermode an, die zwischen 1966 und 1968 als Wegwerfmode gefeiert wurde. Die aus papierartigen Vliesstoffen in sehr hoher Stückzahl schnell und günstig produzierten Papierkleider trieben das Prinzip modischer Schnelllebigkeit auf die Spitze. Sie konnten auf der Grundlage des entwickelten Materials am Tage des Tragens die absolute Aktualität verkünden, die am folgenden Tag durch ein neues Kleid in einem anderen Dessin abgelöst wurde. Waschen und Kleiderpflege sollten überflüssig werden, was Frauen mehr Zeit für das Umsetzen des neuen freizeitorientierten Lebensstils versprach. Viele Papierkleider kamen als Merchandising-Artikel für Haushalts-, Kosmetik- und Lifestyle-Produkte aus der Werbung (vgl. Walford 2007).

Die Transformation der Papierkleider in den Wahlkampfkontext schaffte ideale politische Werbeträger, die die Begeisterung junger Frauen an dieser Mode und dem mit ihr assoziativ verschmolzenen *Modism* aufnahmen und auf das Feld politischer Imagebildung übertrugen. Auch aus der Logik der temporären Begrenzung des Wahlkampfes machte dieses Aufgreifen der Papiermode Sinn. Denn der zeitlich begrenzte Wahlkampf verlangte keine auf Dauerhaftigkeit angelegten Outfits. Ist sich Kostümierung stets „ihrer Zeitlichkeit bewusst" (Mentges 2007: 24), so implizieren die Nixon-Papierkleider als Wahlkampfkostümierungen keine historische Perspektive. Vielmehr bringen sie, wie kein anderes Medium, die Aktualität des Lebensstils der auf der Expo 1967 deklarierten „Paper Generation" (vgl. Walford 2007: 27) auf den Punkt und übersetzen diese Aktualität in die wahlstrategische Zuspitzung des Hauptwahlkampfes. Denn „political paper dresses" waren „a wrap-up of party clothes designed for the cross-country run" (Pault 1968: 56). Im Hinblick auf vorangegangene Wahlkampfkampagnen, bei denen Campaign-girls häufig mit biederen Baumwollkleidern ausgestattet wurden, kritisierte Gloria Pault: „Campaign trails are dusty with parades of pretty girls dressed in cheerleader tradition, tilting straw hats and waving banners" (Pault 1968: 59). Die Konsequenz für den Wahlkampf 1968 war daher, „to put them in style" (ebd.). Diese Aufgabe sah Pault durch die Papierkleider gelöst.

Paults Aussagen sind wichtig, um nicht nur die modische Auffrischung der Cheerleader-Formationen im Wahlkampf zu verstehen, sondern insbesondere um die Vermittlungsfunktion des Designs der Nixon-Papierkleider im Hinblick auf den Habitus des Kandidaten zu hinterfragen. Denn Nixons Erscheinung stand konträr zur popästhetischen Sprache des *Youth Lifestyles*. Sein Habitus war der des männlichen Repräsentanten der Macht, der seinen Status durch ein Ensemble aus Maßanzug, Hemd und Krawatte verkörperte. Er griff damit auf die seit dem 19. Jahrhundert „primäre Ausstattung der Politik" (Hofmann 2007: 216) zurück, die durch standardisierte Schnittführung, gedeckte Farbigkeit, die Materialität und Qualität feiner Anzugsstoffe männliche Merkmale der Macht wie Konstanz, Neutralität, Sachlichkeit, Rationalität, ökonomische und staatspolitische Kompetenz signalisierte. Gerade Nixon war für seine konservativen, tristen Anzüge bekannt. Garry Wills (2002: 407) bezeichnet ihn als „the most doggedly dress man imaginable". Weiter gehörte er mit einem Alter von 55 Jahren nicht der jungen Generation an, was aber auch auf seinen Kontrahenten Humphrey zutraf. Im „Life Editorial" vom 19. Juli 1968 wurde dieser Kontrast zwischen den Jungwählern als problematisch beschrieben. Man sprach von „young voters and ‚steel' faces" (Hunt 1968: 4). „At 55 (Nixon) and 57 (Humphrey) they represent the ‚old politics'" (ebd.). Das galt nicht nur für das Erscheinungsbild der Kandidaten sondern auch für die Delegierten. Wie Andrew Kopkind (1995: 131) konstatiert: „They are old and tired and they look bored." Diese Aussagen belegen somit eine distinktive Kluft zwischen dem männlichen Habitus der Macht und den modebegeisterten Jungwählerinnen und -wählern. Gerade an dieser Differenz setzte das Nixon-Papierkleid an, indem es popästhetische Mode- und Werbeflächen für den Kandidaten schaffte. „In eye-catching colors and trim shapes, paper party dresses will add a soft sell

to the candidate as he covers the country“ (Pault 1968: 59). Die Konzeption des „Nixon“-Papierkleides war somit als Verjüngungskur gedacht. Sie sollte dem Kandidaten jenseits des eigenen männlichen Politikerkörpers ein junges, weibliches Modemedium zur Verfügung stellen, in dessen Aura er, ohne seine eigene repräsentative Autorität zu verlieren, eine ästhetische Verbindung zu den Jugendlichen schaffen konnte. In diesem Kontext hat das Papierkleid die Funktion eines Transformators. Es wandelt den konservativen Habitus des männlichen Kandidaten in einen popästhetischen, weiblich konnotierten Modus. Diese Transformation erfolgt über den materiellen und symbolischen Wechsel vom feinen Maßanzug im Wolltuch zum massenweise, billig zu produzierenden, hochmodischen und äußerst ansprechend designten *Mod Paper Dress*. Im performativen Transformationsprozess scheint dabei das Aufdrucken der Majuskeln auf die Papierkleider besonders relevant. Denn die Pop-Art-Buchstaben vereinnahmen die Oberfläche des Kleides. Im übertragenden Sinn besetzt der Kandidat so durch das Aufdrucken seines Namens das Modekleid der jungen, unpolitischen Frauen. Indem er sich im Papierkleid abbildet, strahlt die Aura dieser Hypermode auch auf ihn und seine Politik ab. Durch sie wird er auch für junge, modeorientierte, politisch nicht interessierte Frauen attraktiv und damit als Präsident wählbar.

Ästhetisch-modische Konkurrenzsituation im Hauptwahlkampf

Der Vergleich der im Hauptwahlkampf konkurrierenden Kandidaten Richard Nixon und Hubert H. Humphrey zeigt beide im repräsentativen Anzug. In der Formulierung der *winning message* über das Design der Kampagnenkleider der demokratischen Unterstützerinnen gab es aber Differenzen, die die Ansprache der jugendlichen Zielgruppe betrafen. Zwar setzte auch die demokratische Kampagne auf modischen Konsum, lehnte sich aber nicht stringent am *Modism* an. Mit der Einrichtung einer Wahlkampfboutique, die in Anlehnung an den ehemaligen Beruf des Kandidaten „The Pharmacy“ hieß, wählte man einen modernen Konsumort, stattete ihn aber mit einem konservativen Sortiment aus. In dieser Boutique wurden von Walter Holmes gestaltete Wahlkampfoutfits wie Kleider, Blusen, Tücher und Capes in *H-Line* vertrieben, die die Initialen des Kandidaten als Markennamen und Ikon aufnahmen. Sie zeigten ein für Holmes typisches klassisches, elegantes Modedesign.

Das vom Fotografen Pete Peters unter dem Titel „H.H.H happening in the window“ für die Chicago Sun-Times gestaltete Pressefoto (Abb. 3) zeigt zwei *H-Line*-Modelle, die in Anwesenheit des Designers von zwei Delegierten-Gattinnen vorgeführt werden. Im Gegensatz zum Papierkleid setzte man hier auf traditionelle, gewebte, fließende Stoffe aus Chemiefasern. Das Präsentieren der Kleider durch erwachsene Frauen mit gesellschaftlicher Reputation verweist darauf, dass die klassische *H-Line* eher konservative, erwachsene Frauen bewarb. Zwar wurden für die zentrale *Democratic Convention* auch Papierkleider im *H-Line*-Stil konzipiert, im Vergleich zum Dessin des Nixon-Papierkleides folgte sie aber nicht dem beliebten Pop-Art-Stil. Ohne Möglichkeiten, den Einfluss dieser

Design-Differenzen auf die Wahlentscheidungen empirisch überprüfen zu können, kann man festhalten, dass der im „LIFE“ Magazin formulierte Anspruch, „eye-catching colors“ (Pault 1968: 59) zu wählen, in der Nixon-Kampagne expressiver umgesetzt wurde.

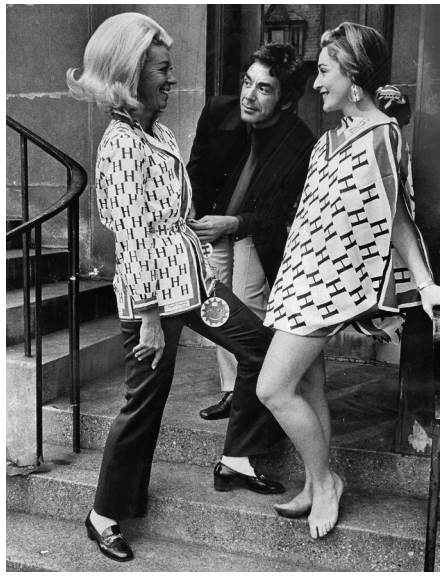

Abb. 3: *H-Line*-Modelle der Humphrey-Kampagne (Sun-Times)

Politisch strategische Formierung der Nixonettes und Nixonaires

Bei der vorangegangenen Analyse des Designs der *Nixon Paper Dresses* wurde bisher ein wesentliches Medium der politisch strategischen Transformation nicht berücksichtigt. Gemeint ist, dass die Übertragung der Werbepotenziale der Papierkleider nicht ohne die tragenden und darstellenden, jugendlichen Körper der Nixonettes im Alter der Zielgruppe auskam. Bevor die sexualisierten Verkörperungsstrategien an einem Pressefoto analysiert werden, möchte ich die Formierung der Nixonettes und Nixonaires vorstellen und die Frage ihrer Akquise aufgreifen.

Die Verjüngungsstrategie des Kandidaten und das mimetische Angleichen an die adressierte Wählergruppe erreichte die PR-Agentur Feely & Wheeler Inc., indem Mädchen aus dem Kreise der Zielgruppe für die Wahlkampfevents temporär zu Nixonettes gemacht wurden. Obwohl einige Nixonettes Töchter lokaler republikanischer Parteimitglieder waren (vgl. Chester/Hodgson/Page 1969: 681), hielt man eine politische Vorbildung und Meinung für nicht erforderlich (vgl. English 1969: 275). Ein Interesse, in der medialen Öffentlichkeit für den Kandidaten aufzutreten, ihn enthusiastisch zu begrüßen und während der Wahlkampfevents für Stimmung zu sorgen, erschien wichtiger. Außerdem wurde Wert auf das Aussehen der Mädchen gelegt. „It is important that the girls

be attractive and energetic", forderten Valley Kundsen und Henriette Cowgill, Hauptbeauftragte des Kandidatenauftritts in Los Angeles (White House Special Files Box 67, Folder 8). Für eine inhaltliche Qualifizierung schienen Kurzanweisungen und das Einüben politischer Slogans ausreichend. Außerdem sollten Nixonettes möglichst über Erfahrungen als Cheerleader verfügen, um bei den Wahlkampfevents synchronisiert auftreten zu können. Wahlkampfbeauftragte empfahlen, ganze Cheerleader-Formationen für Events zu akquirieren (vgl. House Special Files Box 67, Folder 8).

Neben den Nixonettes gab es eine kleinere Gruppe von Nixonaires. Diese wurden als „smaller, elite group" (vgl. Chester/Hodgson/Page 1969: 681) von unverheirateten Stewardessen amerikanischer Fluggesellschaften gebildet, die im Wahlkampf ehrenamtlich als Wahlkampfhostessen arbeiteten. Ihr Name belegt die Verschmelzung ihrer Funktionen als Stewardessen und als Wahlkampfhostessen (vgl. English 1969: 274). Sie verkörperten im Kontrast zum traditionellen Ideal der „American Housewives" das Leitbild der „Single Girls" (vgl. Radner 1999), das sich im Mythos der Stewardessen in stark sexualisierter Form verdichtete (vgl. Henkel 2005: 59). Mit der Akquise von Stewardessen als Hostessen für den Wahlkampf fand damit ein Transfer ihres Mythos und ihrer Sexualisierung auf den weiblichen Politkörper der Nixonaires statt. So sprach David English von den Nixonaires als „top American geishas" (English 1969: 275).

Sexualisierte, choreografierte Wahlkörper der Nixonettes

Das abgebildete Pressefoto wurde am 28. Oktober 1968 während des Wahlkampfauftritts Richard Nixons in Pittsburgh vom Fotografen Robert Pavuchak für die Veröffentlichung in der Pittsburgh Post-Gazette aufgenommen.

Das Schwarz-Weiß-Foto, das aus einer leichten Aufsicht-Perspektive aufgenommen wurde, zeigt eine Reihe von Nixonettes, die die im „Official Campaign Materials Catalog" vorgestellten Nixon-Papierkleider und Kampagnenschärpen mit dem eingeprägten Kandidatennamen tragen. Mit ihren *Skimmer Hats* auf den Köpfen, greifen sie eine Kopfbedeckung auf, die traditionell in US-amerikanischen Wahlkämpfen von Republikanern und von Demokraten eingesetzt wurde, um die Kandidaten zu begrüßen und zu ehren (vgl. Melder 1992: 18).

Die abgebildete Szene zeigt Nixonettes, die mit schräger Gesichts- und Augenhaltung, mit strahlend lächelnder und gespannter Mimik, die Hände heben und den Kandidaten klatschend begrüßen. Sie säumen den Weg, auf dem er zu kommen scheint. Blickt die rechte Nixonette schmunzelnd direkt in die Kamera, so richten drei links von ihr stehende Frauen ihre Blicke direkt auf den Kandidaten. Somit wird über diese Blickrichtungen eine direkte Verbindung zwischen dem anvisierten Kandidaten, der Kamera und den medialen Betrachterinnen und Betrachtern hergestellt und eine Atmosphäre gespannter Freude übertragen. Dieses Blicknetzwerk schafft den notwendigen Vermittlungsweg für alle weiteren Bildbotschaften.

Abb. 4: Nixonettes in Papierkleidern (Pittsburgh Post-Gazette)

Kompositorisch macht ein starker Hell-Dunkel-Kontrast deutlich, dass sich das Pressefoto auf die Nixonettes und ihre Papierkleider konzentriert. In Abgrenzung zum dunklen Weg und zum Hintergrund werden sie hell ausgeleuchtet und nehmen etwa 80% der Bildfläche ein. Diese Fokussierung richtet sich auf die Formation der Gruppe, die über den Bildausschnitt hinaus zu gehen scheint. Ausleuchtung und perspektivische Erfassung der Nixonettes erzeugen eine iterative Reihung junger weiblicher Körper, die von Kopf bis Fuß bildtechnisch in einzelne, deutlich abgegrenzte Teile zerlegt sind und in dieser Fragmentierung modisch und sexuell aufgeladen werden. Die obere Reihung besteht aus den weißen Hüten, die die strahlenden jungen Gesichter hervorheben. An die Halspartien schließen sich die gerade über die Schultern fallenden Papierkleider an, die etwa die Hälfte der Bildfläche einnehmen und damit die zentrale polit-modische Botschaft bilden. Sie zeichnen auf den Körpern der Nixonettes das von dem Model Twiggy verkörperte Idealbild des kurvenfreien, flachen, adoleszenten Frauenkörpers durch den A-Linienschnitt nach. Durch die Iteration adoleszenter Körper in den Nixon-Papierkleidern wird das bereits analysierte Buchstabenspiel des „Nixon"-Dessins vervielfacht und die *winning message* des Designs schallartig im Fokus der Kamera medial verbreitet. Diagonale Schärpen mit dem Namen des Kandidaten verstärken diese Botschaft. Körpersprachlich und akustisch vervielfacht auch das choreografierte Klatschen diese Nachricht. Die Kleider als popästhetische Botschaft der Frauenkörper verbinden die strahlenden Gesichter mit einer Reihung sexuell aufgeladener, entblößter oder in transparente Nylonstrümpfe gehüllter Frauenbeine, die zum Boden hin mit schwarzen Schuhen abgeschlossen wird.

Von besonderer Bedeutung sind die Schnittkanten der Papierkleider. Bis auf die Frau am rechten Bildrand haben alle Nixonettes ihre Kleider um

mindestens einen Rapport gekürzt. Die Besonderheit des Materials erlaubte ihnen ein einfaches, schnelles Abschneiden ohne Säumen. Daher konnten die Trägerinnen bestimmen, wie sie die Minilänge der Kleider am eigenen Körper definieren wollten. Die unterschiedlich weit über den Knien gewählten Schnittkanten betonen so die bekleidungs- und körpertechnologische Hervorhebung und Sexualisierung langer Beine durch die Minimode. Der Blick der Kamera und die Blicke der Betrachter und Betrachterinnen auf diese Schnittkanten und auf die geöffnete oder leicht angewinkelte Beinstellung der Frauen bieten Möglichkeiten, die Kleider fiktiv weiter zu kürzen und die Oberschenkel weiter freizulegen. So sexualisieren gerade die flexibel wählbaren Schnittkanten als Grenze zwischen sichtbaren und den noch verdeckten langen Frauenbeinen die Körper der Nixonettes und stellen sie in den sexuell aufgeladenen werbenden Dienst für den Kandidaten. So macht diese Sexualisierung adoleszenter Frauenkörper durch die Papierkleider die Nixonettes zu Nixons „own squad of beautiful girls“ (English 1969: 274) bzw. zu seinen animierenden „Go-Go Girls“. Diese Funktion der Nixonettes konnte durch Buttons mit der Aufschrift „Get to know a Nixonette“ verstärkt werden, die Delegierten oder potenziellen Wählern und Wählerinnen eine Kontaktaufnahme mit diesen Mädchen im Auftrag des Kandidaten versprachen.

Corporate Fashion und Corporate Performances für Nixon

Die im Pressefoto sichtbare Iteration einzelner adoleszenter Körper weist auf einen choreografischen, sexualisierten und uniformierten Gruppenkörper der Nixonettes hin. Er transformiert das einzelne hypermodische Papierkleid in die Uniform der Nixonettes und formt aus den vielen Papierkleidern eine *Paper Doll*-Garde des Kandidaten.

Beim Zusammenschluss und beim Uniformierungsprozess der politisch meist nicht interessierten Mädchen zur Gruppe der Nixonettes in Papierkleidern wirkten „techniques of the uniformed body“, wie Jennifer Craik (2005: 7) im Hinblick auf Uniformierungen konstatiert. Sie meint damit das Einhergehen der Uniformierung mit Internalisierungen von Verhaltensmustern, Regeln und Einstellungen, die sich körperbezogen habitualisieren. Wie Mentges und Richard (2005: 9) formulieren, sind es „Verhaltens- und Distinktionsmuster, Körper- und Gestensprache, Wahrnehmungsweisen, kurz der gesamte sozio-kulturelle Habitus“, der eingeübt wird. Als Hostessen und Cheerleader mussten die Nixonettes die Papierkleider als Corporate Fashion tragen. Das meint nach der Definition von Regina Henkel (2007) die vestimentäre Ausprägung des Corporate Designs und der Corporate Identity und damit die Generierung einer kollektiven Identität, „die sich in gemeinsamen Überzeugungen, Werten, Normen und Symbolen ausdrücken sollte“ (Henkel 2007: 91).

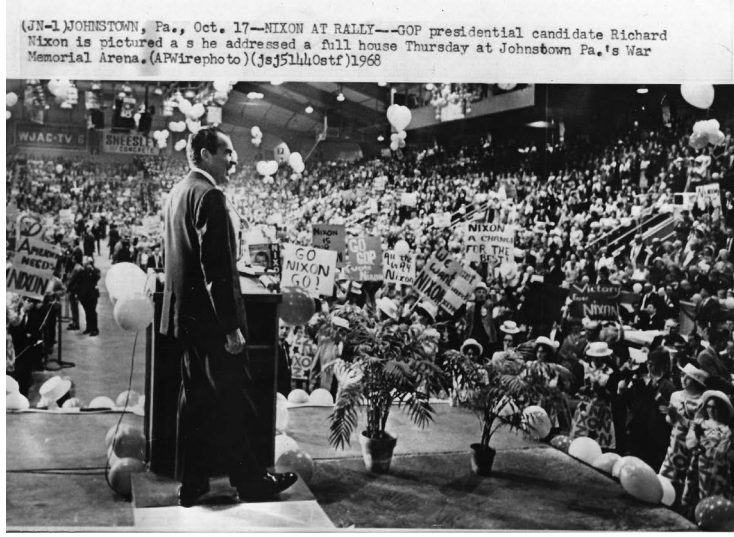

Abb. 5: Nixons Auftritt in Johnstown am 17. Oktober 1968 (AP)

Damit zeigt sich eine Doppelperspektive der Nixon-Papierkleider. Sie schaffen nach außen einen popästhetischen *Youth*-Körper als Verjüngungsstrategie des Kandidaten und gleichzeitig einen identitätsstiftenden Zusammenschluss zum Gruppenkörper der Nixonettes.

Die uniforme Ausstattung des Gruppenkörpers der Nixonettes und die genauen Instruktionen ihrer Corporate Performances waren ein zentraler Teil der choreografischen Raum- und Aufführungskonzepte der Wahlkampfevents. Sie wurden genau von Wahlkampfbeauftragten geregelt. So sollten Nixonettes Einfahrtswege des Kandidaten säumen (Abb. 4) und die Bühnen umrahmen (Abb. 5), auf denen Nixon auftrat.

Ein AP-Pressefoto vom Auftritt Nixons in Johnstown am 17. Oktober 1968 demonstriert beispielhaft das Raumkonzept für die Corporate Performances der Nixonettes (Abb. 5). Das Foto zeigt, wie Nixonettes in Papierkleidern die mit Luftballons geschmückte, etwa auf Körperhöhe erhöhte Bühne umrahmen. Im Zentrum steht am exponierten Rednerpult der im Seitenprofil von der Kamera erfasste Kandidat, der in die Reihe der klatschenden und jubelnden Nixonettes und in die Menschenmenge auf den Rängen des mit Ballons und Transparenten ausgefüllten Saals lacht.

Im Wahlkampf 1968 wurden dieses Raumkonzept mit der genauen Positionierung der beteiligten Akteure und die Ausstattung des Saals von Wahlkampfchoreografen für den Fokus der medialen TV-Bilder und der Pressebilder konzipiert. Dies betraf explizit die mediale Ausrichtung der jubelnden Nixonettes in Paper Dresses. So forderten Medienspezialisten: „Always attempt to have these girls at the front of the crowd so they will be picked up by the TV and wire photo cameras.“ (Feely & Wheeler Inc. New York. White House Special Files: 1968, Box 21, Folder 11). Mit ähnlichen Hinweisen auf die Bedeutung der räumlichen

Performances der Nixonettes im medialen Bühnenkontext formulierte James Ramson Stephens:

> Remember – Nixonettes are a visible part of the Campaign – we are ‚on stage'. This is the part of the Campaign that is seen, we are live representatives of our candidate. Voters cannot pick up enthusiasm from important ‚behind the scene' jobs, but the Nixonettes are the visual aid […]. (White House Special Files, Box 58, Folder 12)

Diese Aussagen unterstreichen die atmosphärische Vermittlungsfunktion der Nixonettes in Papierkleidern im choreografischen Kontext. Ihre modische Inszenierung, ihre jugendliche Ausstrahlung, ihre sexualisierten Körper und ihre Performances waren animierende „crowd-building techniques" oder „crowd raising techniques" (Feely & Wheeler Inc. New York. White House Special Files, Box 21, Folder 8). Wie Stephens weiter formulierte:

> It is the job of Nixonettes to create a spirit of excitement and enthusiasm for our outstanding candidate. It is surprising how quickly this spirit spreads throughout the crowd. (White House Special Files, Box 58, Folder 12)

Bei den Performances der Nixonettes geschah das Animieren der Menge in einem Synchronismus von Dessin und Performance. Denn bei ihren „high-kicking" Performances (English 1969: 285), sangen sie beim Tanzen Wahlkampflieder und riefen Parolen als Siegbotschaften. Stuart (2005: 6) spricht von „eye-catching Nixonettes on the roof, singing campaign song ‚Nixon's the one'". Hierbei boten die Buchstabenaufdrucke der Nixon-Papierkleider einen direkten Bezug zu den Parolen. Diese Verknüpfung des visuellen und akustischen Vortrags der Werbebotschaft für den Kandidaten zeigte sich beim Besuch Nixons im Paoli Shopping Center in Chester County am 21.9.1968. Dort mussten die 110 Nixonettes in ihren Nixon-Papierkleidern ausrufen: „Give me an ‚N'! Give me an ‚I'! Give me an ‚X'!". (Goshorn 1980: 121). Diese choreografische Synchronisierung zwischen den potenzierten Buchstaben-Aufdrucken auf dem Gruppenkörper der „Nixonettes" und ihren akustischen Performances war somit ein weiteres Mittel, die Werbe- und Gewinnbotschaft für Nixon zu verstärken und eine enthusiastische Saalstimmung im Fokus der TV-Kameras zu generieren.

Neben diesen Funktionen des Zusammenschließens und des Animierens der Menge zum jubelnden Saalkörper des Kandidaten, hatten die Performances der Nixonettes auch eine strategische Abwehrfunktion. Denn im Zusammenhang der sich 1968 verschärfenden Proteste gegen den Vietnamkrieg und gegen die reaktionäre republikanische Politik attackierten linke Gruppierungen mit Anti-Nixon-Parolen Wahlkampfveranstaltungen. Gegen solche Störungen sollte die Garde der Nixonettes mit ihren verbalen Performances ankämpfen. David Nilsson berichtete am 30. Oktober 1968 in der Tageszeitung The Pittsburgh Press von Aktivisten der SDS (Students for Democratic Society), die eine Wahlkampfveranstaltung Nixons in Pittsburgh mit Transparenten und Ausrufen störten. Er hebt hervor, dass die enthusiastischen Ausrufe der Nixonettes diese

Proteste übertönten und die Kameras durch tanzartige Darbietungen von den Protestierern ablenkten.

Fazit

Die Nixonettes als lautstarke, in Papierkleidern uniformierte Garde des Kandidaten spitzen die Problematik des Vermittlungsprozesses zu und machen die Paradoxie des Phänomens deutlich. Die Analysen zeigen, wie vehement die Inszenierungen der Nixonettes im Mode- und Konsumspielfeld unpolitischer Jugendlicher gerade dazu dienten, diese als Wählerinnen und Wähler über ein scheinbar unpolitisches Medium anzusprechen und zu instrumentalisieren. Denn sie machten über das Medium des *Modism* eine restaurative Politik wählbar, die für gesellschaftliche Fragen keine konstruktiven Antworten hatte und sich studentischen Protesten choreografisch durch Cheerleading widersetzte, ohne einen argumentativen Austausch zu suchen. Das heißt, dass diese Politik als „popular culture" (Combs 1984: 16) einerseits politisch anästhetisierend wirkte, indem politisches Denken und Handeln ausgeschaltet wurde, massive gesellschaftliche Probleme unter dem modischen Outfit verdeckt und im Schall der Events lautlos gemacht wurden. Gleichzeitig war gerade diese Strategie der politischen Anästhetisierung durch Popästhetisierung eine Strategie der Entpolitisierung des Politischen, mit der die Wahl auf der Folie des Modekonsums gewonnen werden konnte. Die Beziehung des Polit-Modischen erweist sich in der Dialektik dieses Wahlkampfes somit als eine paradoxe, manipulative Strategie, die durch (An-)Ästhetisierung ihre Zielgruppe modisch vernebelte.

Die Nixonettes sind in dieser Logik auf weibliche ‚Leerkörper' reduziert, die sexualisiert und politisch phrasenhaft im Hinblick auf das Wahlziel aufgeladen wurden. Sie agierten ohne Reflexion ihrer Rolle und ohne politisches Bewusstsein. In ihrer Instrumentalisierung waren sie somit austauschbar, wie Nixons Kritiker Garry Wills deutlich macht:

> Miami is the capital of the world, and newsmen wrote miles of copy describing them, trying to invent differences in the kind of girls who danced for Nixon and those who danced for Reagan or Rocky, for Vote toothpaste or Pepsi-Cola; yet they were all the same, showgirls for a day. (Wills 2002: 259)

Als popästhetische Waffen wirkten sie nur temporär, da sich nach der Wahl Nixons im Jahre 1969 die Proteste weiter verstärkten und sich eine größere Masse mobilisierte. So demonstrierten am 15. November 1969 ca. 600.000 Menschen in Washington, während sich durch die republikanische, konservative Politik Nixons weltpolitische Konflikte weiter verschärften.

Im Hinblick auf den Stand der interdisziplinären Wahlkampfforschung hat dieses Beispiel deutlich gemacht, dass gerade jenseits von Wahlprogrammen und inhaltlichen Auseinandersetzungen, im ästhetischen, polit-modischen ‚Dazwischen' wirksame Austragungsfelder liegen, auf denen Wahlkampf über

sexualisierte, modisch ausgestattete Frauenkörper als scheinbar unpolitische Medien gemacht werden.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Dr. Beate Schmuck
Institut für Kunst und Materielle Kultur
Seminar für Kulturanthropologie des Textilen, TU-Dortmund
Emil-Figge Str. 50, D-44227 Dortmund

Anmerkungen

1 Ich wähle in diesem Beitrag die amerikanische Pluralform und verwende Nixonettes als Eigennamen.
2 Für das Amt der Vizepräsidentschaft gab es 1984 mit der Demokratin Geraldine Ferraro die erste Kandidatin.
3 Diese Überschrift bezieht sich auf die Kapitelüberschrift im offiziellen Kampagnen-Katalog, die auf dem abgebildeten Bildausschnitt nicht erfasst wird.

Literatur

Ballensiefen, Moritz (2009): Bilder machen Sieger – Sieger machen Bilder. Die Funktion von Pressefotos im Bundestagswahlkampf 2005. Wiesbaden: VS.

Carlyle, Cora/Lubell, Cecil (1966): The Young World. In: American Fabrics, Nr. 71, S. 39-52.

Chester, Lewis/Hodgson, Godfrey/Page, Bruce (1969): The Presidential Campaign 1968. New York: The Viking Press.

Combs, James (1984): Polpop: Politics and popular culture in America. Ohio: Bowling Green University Popular Press.

Craik, Jennifer (2005): Uniforms exposed: from conformity to transgression. Oxford, New York: Berg.

English, David (1969): Divided they stand. London: Beaverbrook Newspaper.

Grittmann, Elke (2007): Das politische Bild. Fotojournalismus und Pressefotografie in Theorie und Empirie. Köln: Herbert von Halem Verlag.

Henkel, Regina (2005): Der Mythos Stewardess. Eine Kulturgeschichte der Stewardess-Uniformen. In: Mentges, G./Richard, B. (Hrsg.): Schönheit der Uniformität. Körper, Kleidung, Medien. Frankfurt: Campus, S. 59-78.

Henkel, Regina (2007): Corporate Fashion. Verordnete Uniformität im organisationalen Kontext. In: Mentges, G./Neuland-Kitzerow, D./Richard, B. (Hrsg.): Uniformierungen in Bewegung. Vestimentäre Praktiken zwischen Vereinheitlichung, Kostümierung und Maskerade. Münster: Waxmann, S. 89-100.

Hofmann, Viola (2007): Das Kostüm der Macht: Das Erscheinungsbild von Politikerinnen und Politikern zwischen Vereinheitlichung und Maskerade. In: Mentges, G./Neuland-Kitzerow, D./Richard, B. (Hrsg.): Uniformierungen in Bewegung. Vestimentäre Praktiken zwischen Vereinheitlichung, Kostümierung und Maskerade. Münster: Waxmann, S. 159-172.

Hunt, George P. (1968): Young voters and 'stale' faces. In: LIFE 19 Juli1968, S. 4.

Jenß, Heike (2007): Sixties dress only: Mode und Konsum in der Retro-Szene der Mods. Frankfurt: Campus.

Kopkind, Andrew (1995): The Thirty Year's Wars. Dispatches and Diversions of a Radical Journalist 1965-1994. London, New York: New Left Books.

Lynn, Peril (2007): Go-Go Girl. In: Mitchell, C./Reid-Walsh, J. (Hrsg.): Girl Culture. Westport: Greenwood Press, S. 328-330.

Mayo, Edith P. (1992): Be a Party Girl: Campaign Appeals to Women. In: Melder, K. (Hrsg.): Hail to the candidate: presidential campaigns from banners and broadcasts. Washington, London: Smithsonian Institution Press, S. 149-160.

Melder, Keith E. (1992): Hail to the candidate: presidential campaigns from ban-

ners and broadcasts. Washington, London: Smithsonian Institution Press.

Mentges, Gabriele/Richard, Birgit (2005): Schönheit der Uniformität. Zur kulturellen Dynamik von Uniformierungsprozessen. In: Mentges, G./Richard, B. (Hrsg.): Schönheit der Uniformität. Körper, Kleidung, Medien. Frankfurt: Campus, S. 7-16.

Mentges, Gabriele (2007): Uniform, Kostüm, Maskerade. Einführende Überlegungen. In: Mentges, G./Neuland-Kitzerow, D./Richard, B. (Hrsg.): Uniformierungen in Bewegung. Vestimentäre Praktiken zwischen Vereinheitlichung, Kostümierung und Maskerade. Münster: Waxman, S. 13-28.

Meyer, Thomas/Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (2000): Die Inszenierung des Politischen. Zur Theatralität von Mediendiskursen. Wiesbaden: VS.

Pault, Gloria (1968): The Political Poster Dress. In: LOOK 20. August 1968, S. 58-59.

Radner, Hillary (1999): Introduction. In: Radner, H./Luckett, M. (Hrsg.): Swinging single: representing sexuality in the 1960s. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 1-38.

Römmele, Andrea (2005): Direkte Kommunikation zwischen Parteien und Wählern. Professionalisierte Wahlkampftechnologien in den USA und in der BRD. Wiesbaden: VS.

Schmitz, Sigrid/Degele, Nina: *Embodying* – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In: Degele, N./Schmitz, S./Mangelsdorf, M./Gramespacher, E. (Hrsg.): Gendered Bodies in Motion. Opladen, Farmington Hills: Budrich UniPress, S. 13-36.

Schneider, Dunja (2011): Worträume. Studien zur Funktion von Typografie in installativen Werken von der Conceptual Art bis heute. Berlin: Lit Verlag.

Sennewald, Nadja (2010): Politische Körper – zum medialen Diskurs über Geschlecht und Macht. In: Degele, N./Schmitz, S./Mangelsdorf, M./Gramespacher, E. (Hrsg.): Gendered Bodies in Motion. Opladen, Farmington Hills: Budrich UniPress, S. 183-201.

Street, John (1997): Politics and Popular Culture. Philadelphia: Temple University Press.

Stuart, Charles Edward (2005): Never trust a local: Inside the Nixon White House. New York: Algora Publishing.

Wagner, Jochen (2005): Deutsche Wahlwerbekampagnen made in USA? Amerikanisierung oder Modernisierung bundesrepublikanischer Wahlkampagnen. Wiesbaden: VS .

Walford, Jonathan (2007): Ready to tear. Paper fashions on the 1960s. Cambridge Canada: Kickshaw Productions.

Wills, Garry (2002): Nixon Agonists: The Crisis of the Self-Made Man. New York: Marine Books edition.

Internet Archive

Goshorn, Bob (1980): When a Presidential Candidate Campaigns in Paoli. In: Tredyffrin Easttown Society (Hrsg.): History Quarterly Digital Archives. 18. S. 119-122. <http://www.tehistory.org/hqda/html/v18/v18n4p119.html>. (Zugriff am: 12.1.2013).

Nilsson, David (1968): „Nixon spoke his ‚Peace‘ and 17.000 cheers drown jeers as enthusiasts roar. In: The Pittsburgh Press Oct. 29, 1968, S. 6. <http://news.google.com/newspapers?nid=1144&dat=19681029&id=iUsqAAAAIBAJ&sjid=608EAAAAIBAJ&pg=7136,5548556>. (Zugriff am: 12.1.2013).

White House Special Files Box 21, Folder 8. <www.nixonlibrary.gov/virtuallibrary/documents/whsfreturned/WHSF_Box_

67/WHSF67-08.pdf>. (Zugriff am: 12.1.2013).

White House Special Files Box 21, Folder 11. <www.nixonlibrary.gov/virtuallibrary/documents/whsfreturned/WHSF_Box_67/WHSF67-11.pdf>. (Zugriff am: 12.1.2013).

White House Special Files Box 58, Folder 12. <www.nixonlibrary.gov/virtuallibrary/documents/whsfreturned/WHSF_Box_58/WHSF58-8.pdf>. (Zugriff am: 12.1.2013).

White House Special Files Box 67, Folder 8. <www.nixonlibrary.gov/virtuallibrary/documents/whsfreturned/WHSF_Box_67/WHSF67-8.pdf>. (Zugriff: 12.1.2013).

Bildnachweise

Abb. 1: „I like Ike"-Nylonstrümpfe. Pressefoto. The Sun Papers 28. 9. 1956. Fotograf: Ralph Dohme. Sammlung: Schmuck.

Abb. 2: Nixon Agnew Official Campaign Materials Catalog. Feeley & Wheeler. Inc. New York. S. 9. Sammlung: Schmuck.

Abb. 3: „H.H.H happening in the window". Pressefoto. Chicago Sun-Times 8.10.1968. Fotograf: Pete Peters. Sammlung: Schmuck.

Abb. 4: „Nixonettes in Paper Dresses". Pressefoto. Pittsburgh Post-Gazette 28.10.1968. Fotograf: Robert Pavuchak. Sammlung: Schmuck.

Abb. 5: „Johnstown: Nixon at rally". Pressefoto AP. 21. Oktober 1968. Sammlung: Schmuck.

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 19/2: 73-88

Miriam Kanne

Von „dicken, blonden Flechten" und „hängendem Haar"

Frauenhaar als pars pro toto für kulturelle Ordnungen und Brüche am Beispiel literarischer ‚Heimat'-Bilder

Zusammenfassung: Das zutiefst feminisierte Konstrukt ‚Heimat' ist – sowohl als historischer Gegenstand als auch als literarisches Motiv – kontinuierlich bestimmten kulturellen, politischen und ideologischen Transformationsakten, Dynamisierungen und Recycling-Prozessen unterworfen, die insbesondere in der Literatur sichtbar werden. Derart sedimentiert tritt ‚Heimat' in Erzähltexten der Gegenwartsliteratur in Erscheinung, wird dort als historischer Gegenstand kritisch reflektiert, als Motiv zerrbildartig tradiert, hierin zugleich transformiert und dabei in auffallender Häufigkeit zu einer Kategorie der Zurichtung umgestaltet, die vor allem in der Synthese von ‚Körper' und ‚Geschlecht' ihren Ausdruck findet: Imaginationen vom ‚schwachen Geschlecht' werden in Bildern körperlicher Gewalt und Auslieferung erprobt und sind besonders häufig als Griffe ins Frauenhaar bzw. als Eingriffe in die weibliche ‚Haarbiografie' markiert. ‚Heimat' arriviert hierin zu einer Folie, auf der Figurationen (und Zirkulationen) von Macht in geschlechtlich codierten Körperbildern gespiegelt und verhandelt werden.

Schlagwörter: ‚Heimat'; Literaturgeschichte; Motivtransformation; Gewalt; Haar.

"Thick, blond braids" and "hanging hair": Women's Hair as pars proto for Cultural (Dis-)Continuities in 'Heimat'- literature

Abstract: As a historical object as well as a literary subject, the deeply feminized construct 'Heimat' is continuously subject to specific cultural, political and ideological acts of transformation, dynamization and renewal. These processes of conversion become notably visible in literature. Contemporary narratives critically reflect the varied notions of 'Heimat' in a condensed form: as a historical tradition as well as through transformations and distortions. 'Heimat' frequently appears as an organized category that expresses the synthesis of 'body' and 'gender': imagery of the so-called 'weaker sex' is exercised in representations of physical violence, often as either grasping a woman's hair or as an intervention in her 'hair-biography'. In this context, 'Heimat' becomes the backdrop on which figurations (and circulations) of power are reflected and negotiated in sexually encoded images of the body.

Keywords: 'Heimat'; history of literature; transformation of subject; violence; authority; hair.

‚Heimat' als Bild-Begriff

Im Folgenden soll ein Gestus problematisiert und kritisch ausgeleuchtet werden, der die Kulturgeschichte bisweilen wie selbstverständlich begleitet hat: Die Gleichsetzung von ‚Körper' und ‚Staat', bzw. die Homogenisierung von ‚Mensch' und ‚Raum'. Besonders offensichtlich traten jene Ineinssetzungen in den lite-

© 2013 Budrich Unipress. 10.3224/09489975213

rarischen und politischen Diskursen zutage, die im 19. und 20. Jahrhundert in den deutschsprachigen Kulturen – und insbesondere in Deutschland – um ‚Heimat' geführt wurden: In dieser Zeitspanne verfestigte sich einerseits ein bestimmtes Motivinventar um ‚Heimat', das sich zu einem eigenen Genre (der Heimatliteratur) ausformte[1], durch sämtliche kulturelle (Um)Brüche hindurch konstant geblieben ist und dem Begriff bis heute sein (pathetisch-kitschiges) Profil verleiht.[2] Andererseits wurde ‚Heimat' – stets in unübersehbarer Anlehnung an besagtes Motivinventar – zu einem durch und durch politisierten Schlagwort gewendet, diente in Deutschland sowohl der Programmatik des Nationalsozialismus als auch der des Real-Sozialismus der SBZ/DDR als ideologisierender Appell (freilich mit je unterschiedlichen Inhalten). Beide untrennbar miteinander verzahnten Grundierungen – der motiv- und der begriffsgeschichtliche – bieten sich an, den überaus schillernden, sich einer eindeutigen Definition per se entziehenden Begriff greifbar(er) zu machen: Als einen feststehenden Komplex literarischer Bilder und als eine ‚Zeitgeist-Vokabel', die mit denjenigen unterschiedlichen ideologischen oder politischen Kontexten übersetzt werden kann, die ihr im Lauf der Geschichte ein jeweils spezifisches und zumeist indoktrinatives Kolorit gegeben haben.[3]

Verkörperte Heimaten

Der Vergleich eines Staats (bzw. einer organisierten Gesellschaft) mit einem menschlichen Körper (bzw. dessen Organismus) ist zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen Kontexten hergestellt worden – man denke etwa an die von Platon, Aristoteles und Thomas Hobbes entworfenen Referenzmodelle, die an einem biologistischen Beispiel gesellschaftliche Prozesse oder politische Ordnungen zu erklären suchten, oder an den Begriff des ‚Sozialdarwinismus', an dem diese Übertragung in der Modifikation forttradiert wird.

In der Literatur der Heimatkunstbewegung des ausklingenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts sind derartige Körper-Staat-Referenzen aggressiv zu einer organischen Verwachsenheit von (rassisch attribuiertem) ‚Mensch' und (territorial definiertem) ‚Raum' umgeformt, als latenter aber durchdringender Ausdruck eines völkischen Hegemonialkonzepts intendiert und als Blut-und-Boden-*Phantasma* idealisiert worden (vgl. Rossbacher 1975; Spengler 2007) – dasselbe Phantasma, das in der nationalsozialistischen Ära einer faschistischen Relektüre unterzogen, radikalisiert und als Blut-und-Boden-*Ideologie* propagiert werden sollte.

Mit Blick auf diesen kultur- und literaturgeschichtlichen Hintergrund möchte der vorliegende Aufsatz Erzähltexte der Gegenwartsliteratur befragen und auf denjenigen Umwertungsprozess aufmerksam machen, der sich innerhalb eines Jahrhunderts in literarischen ‚Heimat'-Entwürfen vollzogen hat. Aus literatur-, motiv- und begriffsgeschichtlicher Perspektive soll dabei insbesondere jene Bedeutungsverschiebung ausgeleuchtet werden, die der Nexus von ‚Heimat' und ‚Körperlichkeit' nach 1945 (neuerlich) zu durchlaufen begann. Denn tatsächlich greift eine Vielzahl von jüngeren deutschsprachigen Erzähl-

texten besagten Konnex wieder auf, reflektiert ihn nun jedoch überaus kritisch. So wäre zu fragen, auf welche ‚Heimat'-Ordnung der Körper in Entwürfen der Gegenwartsliteratur rekurriert – handelt es sich dabei doch um Narrative, die sich zwar motivgetreu an den Bildern der klassischen Heimat(kunst)schreibung bedienen, sie zugleich jedoch neu inszenieren. Von welchen Bedeutungsverlagerungen also zeugen erzählte Körper(-teile) in der Zusammenschau von klassischer Heimat(kunst)literatur und ‚Heimat'-Skizzen der Gegenwartsliteratur?

‚Haarige' Angelegenheiten

In der klassischen Heimatliteratur (etwa den Narrationen Ludwig Ganghofers) und insbesondere in den Erzähltexten der politisierenden Heimatkunstbewegung (z. B. den Romanen Herrmann Löns') werden Figuren entworfen, deren körperliches Erscheinungsbild den Zustand von ‚Heimat' in pars pro toto reflektiert: Geschlechtlich spezifizierte und durchweg in Biologismen aufgerufene Körper-Ideale (jung, weich, gesund, frisch, rein, sublim erotisch, nähr- und gebärfähig gezeichnete Frauenfiguren und stark, potent, groß, ‚aufrecht' typisierte Männerfiguren) korrespondieren mit dem Idealzustand der ‚Heimat' (Ganzheitlichkeit, Geschlossenheit, ungestörte Rhythmik aller Abläufe). Körperlicher Verfall, magere Leiber und blutende Wunden verweisen hingegen auf Brüche in der ‚heimatlichen' Ordnung, die in den entsprechenden Narrationen durch das Auftauchen der parasitär apostrophierten Figur des Juden, durch Verstädterung, Industrialisierung, Fortschritt oder Krieg verursacht werden.[4] Umspannt wird dieses Repräsentationsgeflecht vom insbesondere literaturgeschichtlich und politisch erzeugten, nachhaltig wirkenden Denkbild der weiblich bzw. mütterlich assoziierten ‚Heimat'[5], die als solche stets eine politische Aussage transportiert[6]: ‚Heimat' an sich *ist* weiblich (imaginiert) – und wird binnenstrukturell als ein Organismus dargestellt, dessen *politischer* Zustand sich in pars pro toto durch die Körper der ‚Heimat'-Bewohner abbildet und hierin auf signifikante Weise zu einer Frage des Frauenhaars arriviert.

Denn seinerseits als pars pro toto für ‚die ganze Frau', referiert das weibliche Haar – der naturalisierten Ineinssetzung von ‚Heimat' und ‚Weiblichkeit' entsprechend, ihr zuarbeitend und sie symbolisierend – auch auf den Zustand von ‚Heimat' und rückt dabei oftmals deutlicher in das Blickfeld als die Körper der weiblichen Figuren selbst. Zugleich übernimmt es mehrfache Funktionen: es charakterisiert, mystifiziert, sexualisiert und projiziert nicht nur auf Symbolebene, sondern klassifiziert die Figuren auch nach geschlechtlichen und sozialen Kriterien, expliziert Machthierarchien zwischen den Geschlechtern und Klassen, es dynamisiert Handlungsvorgänge und artikuliert Ritual-Performanzen.

Derartige – in den Narrationen der Heimat(kunst)schreibung – fest inventarisierten Haar-Allegorien werden in zahlreichen ‚Heimat'-Entwürfen der Gegenwartsliteratur zwar unverkennbar forttradiert, zugleich jedoch zu ‚haarigen' Angelegenheiten umgestaltet: ‚haarige' Angelegenheiten, die nicht auf eine (von Fremden, Krieg, ‚Verstädterung' usw.) gestörte ‚Heimat'-Ordnung, sondern auf eine ‚Heimat' rekurrieren, die selbst ein zutiefst überlebensfeindliches

Milieu oder ein ideologisch pervertiertes Konstrukt darstellt. Dieser Umformung soll anhand ausgewählter Erzähltexte und unter Berücksichtigung folgender Fragen nachgegangen werden: Wie wird ‚Weiblichkeit' bzw. ‚Geschlecht' bzw. ‚Geschlechterdifferenz' in den entsprechenden Narrationen über Darstellungen des Haars produziert und inwiefern repräsentiert ein derart produzierter Körper welche Art von ‚Heimat'? Welche Verschiebungen von weiblichem Geschlecht, Haar und ‚Heimat' werden im Vergleich von klassischen Heimat(kunst)romanen und Erzähltexten der Gegenwartsliteratur sichtbar? Und: Gilt das Frauenhaar weiterhin ungebrochen „[a]ls körperliches Feld eines kulturellen Spiels" (Butler 2002: 320)?

Alte Zöpfe? Haar-Allegorien der klassischen Heimat(kunst)schreibung

„In fast allen Kulturen dienen Haare zur Markierung von Geschlecht und sozialem Status", schreibt Carola Lipp, wobei das Haar „[i]n bezug auf Männer [...] meist deren körperliche Stärke" repräsentiere, während es „bei Frauen eher sexuell konnotiert" sei

> und als Zeichen ihrer Verführungskraft gelte[...]. Wenn Dalilah Samson die Haare schneidet und dieser dadurch seine Kraft verliert, symbolisiert dieser Vorgang sowohl den sexuellen Akt als auch die Kastration des Mannes. (Lipp 1999: 12)

Tatsächlich scheint das Frauenhaar männliche Figuren der Literaturgeschichte, insbesondere aber der tradierten Heimat(kunst)schreibung, mehr als alles andere zu reizen, zu verführen, zu locken und sich darüber hinaus als eines der offensichtlichsten weiblichen Repräsentationsformen von ‚Heimat' etabliert zu haben: Es verweist einerseits direkt auf territoriale, regionale oder gar rassische Zugehörigkeit – „Ich zöpf' dich, wie die Allgäuerinnen gehen" (Auerbach 1953: 83) – und arbeitet andererseits der biologistischen Gleichsetzung von ‚Frau' und ‚Natur' zu[7]: „Haar, […] so rot […] wie ein trockener Machangelbusch in der Sonne" (Löns 1958: 107).[8] In alledem gilt das Haar in der Tradierung als das signifikanteste aller weiblichen Geschlechtsmerkmale. Als eine schickliche Art, den entblößten oder verfügbaren weiblichen Körper allegorisch zu codieren, wirkt es wie ein Symbolschleier latenter Sexualität: „gelb und ein wenig wellig; nur an den Ohren [...] kleine Locken, so groß, daß man einen Finger hineinstecken konnte" (Frenssen 1958: 255), verleitet das Haar, wie der weibliche Körper an sich, zu männlichen Phantasmen des Eindringens und Perforierens. Darüber hinaus suggeriert die Weise, das Haar zu tragen, bisweilen eine Dialektik von (Haar) gelöst – (Körper) nackt auf der einen, (Haar) gebunden – (Körper) bekleidet auf der anderen Seite[9], wobei der natürliche Kopfschmuck den unbekleideten Körper stets stellvertretend für Kleidung als eine Art organische Ummantelung, als buchstäblicher Hautan- und -umhang, bedeckt – und damit die „Funktion" erfüllt, „die ih[m] kulturell angeblich zusteht: zu verdecken, über etwas drübergezogen zu werden, etwas zu bemänteln, etwas zu verschleiern, zu umwehen, Konturen abzumindern" (Treusch-Dieter 1999: 34). Ein Beispiel:

> Im Gebüsch legte Gittli das Gewand zurecht, das sie mitgebracht, dann schlüpfte sie aus den Kleidern und huschte ins Wasser, flink und schlank, zart und geschmeidig wie ein Elf, bis zu den Knien umhüllt vom schwarzen Mantel der gelösten Haare. Da plätscherte sie nun in der Sonne [...], vom schwimmenden Haar umgeben (Ganghofer 1892: 170),

so das *Höchst*maß an körperlicher Nacktheit in Ganghofers Roman *Der Klosterjäger*, das zugleich das *Mindest*maß an symbiotischer Homogenität von ‚Frau' und ‚Natur', von unfrisierter ‚Weiblichkeit' und unbändiger ‚Naturhaftigkeit' taxiert.[10]

In Ludwig Ganghofers Heimatepos *Der Ochsenkrieg* aus dem Jahr 1914 hingegen werden über das Haar sexuelle Gewaltakte sowie Opfer- und Trauerperformanzen artikuliert. Wie der Roman suggeriert, fällt die Protagonistin Jula, während ihr Bruder ermordet wird, beinahe einer Vergewaltigung durch einen der „Gadnischen Hofleute" (Ganghofer 1914: 91) zum Opfer, womit nicht nur die Machtverhältnisse zwischen ‚starkem' und ‚schwachem' Geschlecht, zwischen (so dargestellter) kriegslüsterner, uniformierter Staatsgewalt und friedliebendem, zivilem Bauernstand ausgelotet werden. Auch wird mit Julas „hängendem Haar" (ebd.: 95) die Korrelation von ruinierter Frisur, körperlicher Gewalt[11] und zerstörter Idylle implementiert und anschließend in den Trauerritus überführt. Denn nach den Gewaltakten „saß" Jula „auf der Erde, mit niedergerissenem Haar, mit dem Gesicht einer Irrsinnigen" und „hatte den [toten; MK] Jakob über dem Schoße liegen", für den sie sich „mit einer plumpen Schere […] an den Schultern ihre beiden Zöpfe" abschneidet (ebd.: 94): „Sie beugte sich nieder und legte das schöne Haar wie eine Opfergabe auf die Füße des Bruders" (ebd.: 129).[12] Bezeichnenderweise markiert der Schnitt der Haare auch eine Zäsur des weiblichen Status' Julas: Fortan als Mann getarnt und in Jul umbenannt, zieht sie, freilich eskortiert und protegiert durch die stärkste aller männlichen Romanfiguren, in den nun beginnenden Ochsenkrieg, sühnt den Tod ihres Bruders, kämpft für die Wiederherstellung der ‚Heimat' und findet – so viel (Geschlechter-)Ordnung muss sein – schließlich ihr privates Liebesglück, das sie sowohl in den angestammten Lebensraum als auch in ihre so apostrophierte ‚eigentliche' Bestimmung zurück entlassen wird, ‚Frau' (eines Mannes) und hierin Repräsentationsfigur der ‚Heimat' zu sein.

Neue Heimaten – neue Frisuren?

Ähnliche Parallelen zwischen zerstörter Frauen-Frisur und zerstörter Gesellschaftsordnung lassen sich auch in Erzähltexten der Gegenwartsliteratur nachweisen: mit dem gravierenden Unterschied, dass die Protagonistinnen der jüngeren Literaturgeschichte erst dort Haare lassen, wo explizit die motivische Nähe zum Motivinventar der klassischen Heimat(kunst)schreibung hergestellt wird oder aber dort, wo die gesellschaftlichen Ordnungen, in die die Handlungen jeweils eingebettet sind, unter ideologischer Direktive als ‚Heimat' ausgerufen werden. Mit anderen Worten: Die motivisch oder ideologisch hergestellte ‚Hei-

mat‘ selbst wirkt als zerstörender Faktor und bringt – indem sie als solche zu wirken beginnt – zivilisatorische Brüche hervor, die sich in auffallender Häufigkeit in Griffen in das weibliche Haar, in geschorenen Schädeln oder Haarexponaten, aber auch in taktischem ‚Haarelassen‘ hypostasieren.

Rapunzel lässt ihr Haar

Aus präventiven Gründen trennt sich etwa Erica Pedrettis jugendliche Protagonistin aus dem 1995 erschienenen Roman „Engste Heimat“ von ihrem Haar, namentlich, um sich und ihren weiblichen Körper als solchen zu tarnen und vor einem drohenden „gewaltsame[n] Griff ins Haar“ zu schützen, der faktisch „in vielen Fällen als Einleitung für die spätere Vergewaltigung dient, um die Frau an sich zu ziehen oder gefügig zu machen“ (Künzel 2004: 132): Der Roman schreibt das Jahr 1945, die fünfzehnjährige Anna – die wechselweise aus der Ich-Perspektive erzählt und von ihrem sich erinnernden Ich erzählt *wird* –, versteckt sich auf dem Dachboden des eigenen, in Mähren gelegenen und inzwischen sowjetisch annektierten Elternhauses. Von dort aus *er*lebt sie nicht nur den Übergang von einem ideologischen ‚Heimat‘-Konstrukt zum nächsten.[13] Sie *über*lebt auch in einem Milieu, das ehemals als intimer Schutzraum ein Zuhause verhieß, seit den (beiden) ideologischen Überlagerungen jedoch als gewaltgeprägter Ort der Zurichtung unter dem Begriff ‚Heimat‘ geführt wird: ein beengender wie beängstigender ideologischer Auswuchs, der diverse zivilisatorische Brüche verursacht und auch Anna unmittelbar leiblich gefährdet, denn sie selbst hat nur knapp den sexuellen Übergriffen durch die sowjetischen Soldaten entkommen können. Aus dieser Erfahrung, der Erfahrung im eigenen Elternhaus – dem Archetypus des ‚Heimat‘-Symbols – nicht sicher und zuhause, sondern ausgeliefert, ein politisches Feindbild und als ‚deutsche Frau‘ außerdem ein Freiwild zu sein, antizipiert sie:

> Im Badezimmer findet sich eine Schere, nein, ich laß mich nicht mehr jagen! Sammle dann sorgfältig alle abgeschnittenen Haare zusammen, daß die mich nicht verraten. So kann sie die nächsten Monate, in den ausgewachsenen Kleidern ihres Cousins, unbelästigt als Junge statt als junges Mädchen, ohne Angst, zumindest mit weniger Angst, recht gut überleben. (Pedretti 2002: 107)[14]

Dass der gewaltsame Griff ins Haar jedoch nicht nur sexuelle Nötigungen indiziert, sondern grundsätzlich Machthierarchien und insbesondere Akte häuslicher oder mütterlicher Grausamkeit paradigmatisiert, sei an zwei weiteren Erzähltexten erörtert: Erstens an Waltraud Anna Mitgutschs Roman „Die Züchtigung“ (1985), der ‚Heimat‘ als brutales Familien- und Sozialmilieu entblößt und hierin deutlich Anleihe an die Anti-Heimatliteratur der 1960er und 70er Jahre (Rainer Werner Fassbinder, Franz Xaver Kroetz, Martin Sperr, Thomas Bernhard, Franz Innerhofer) nimmt; zweitens an Helga Maria Novaks Romanserie „Die Eisheiligen“ (1981) und „Vogel Federlos“ (1982), in denen ‚Heimat‘ in zweifacher Hinsicht kritisch hinterfragt wird – als Topos für eine heile Kindheit und ein

behütetes Elternhaus einerseits, als affektive Codierung für Vaterland, Nation oder Deutschland andererseits. Indem der Handlungsverlauf der Novakschen Romanfolge im östlichen Berlin der frühen 1930er anhebt und sich bis in die DDR der 1950er Jahre erstreckt, ist ‚Heimat' zugleich als dasjenige Bindeglied inszeniert, das den Übergang vom Nationalsozialismus zum Real-Sozialismus der DDR als einen Weg vom Regen in die Traufe markiert.

An den Haaren herbeigezogen: Zurichtungs-Traumata

Sowohl Waltraud Anna Mitgutsch als auch Helga Maria Novak betonen das Beziehungsgeflecht zwischen ihren Mutter- und Tochter-Figuren als etwas Dilemmatisches, gar Traumatisierendes. Dabei werden autoritäre Erziehungsstrategien und die prekären häuslichen Zustände an sich über die gängigen ‚Haarpraktiken' ausgedrückt; beide Autorinnen allegorisieren das Haar als eine Art externalisierte Nabelschnur, die die jugendlichen Protagonistinnen gewaltsam an die Mutterfiguren rückfesselt. Im Falle von Waltraud Anna Mitgutschs jugendlicher Protagonistin Vera aus dem Roman „Die Züchtigung" fungiert die Frisur, die das Mädchen nie zu schmücken, sondern immer zu entstellen scheint, als mütterliches Macht- und Schmähinstrument, über das ritualisierte Auslieferungs- und Reglementierungsgestiken artikuliert werden. Denn jeden Morgen „[n]ach dem Frühstück" muss sich das Kind vor seine herrische Mutter Marie „an den Tisch" setzen,

> aufrecht auf einen geradlehnigen Sessel, und sie [Marie, MK] frisierte mich. Zuerst frisierte sie meine Zöpfe aus, dann bearbeitete sie meine Kopfhaut mit dem Staubkamm, dann wurden die Zöpfe wieder geflochten, fest, straff, die Haare weit aus dem Gesicht gespannt, manchmal ein Ponyschwanz, meine Stirn eine große, weiße Fläche. Der Ponyschwanz hing in rotbraunen Wellen über meinem Rücken. Wenn sie bloß keine roten Haare kriegt, sagte meine Mutter besorgt […]. Nach zwei Tagen waren die Haare fettig, dann wurden sie aufgesteckt. Ein Knäuel ausgefallener Haare wurde mit den Haarnadeln festgeklammert, darüber die eigenen feinen Haare drapiert, gerade genug, um den Filz darunter zu verdecken. Mit dieser Frisur konnte man nicht laufen, nicht turnen, nicht schwimmen, ein Windstoß war eine Katastrophe. Es durfte kein Haar aus der Frisur hängen. (Mitgutsch 1985: 155f.)

Die Haare bzw. die Gestiken, die am Haar performiert werden, dienen Waltraud Anna Mitgutsch jedoch nicht nur zur Darstellung eines bestimmten Sozialmilieus – und zwar eines solchen, das, in der Tradition der Anti-Heimatliteratur stehend und sie fortschreibend, ‚Heimat' als biederen, verlogenen Pfuhl der Auslieferung und Zurichtung apostrophiert. Über das Haar wird auch ein Verständnis von ‚Weiblichkeit' profiliert, das die geschlechtliche Identität der Protagonistin rigoros in Frage stellt. Denn Veras Haare scheinen sich nicht als Symbol weiblicher Geschlechtlichkeit zu eignen, sondern vielmehr als abstoßende Insignie einer angezweifelten Weiblichkeit zu fungieren. Hierin wächst

es sich zu einem Desaster aus, dem die mütterliche Maxime zugrunde liegt: „Eine Frau sein um jeden Preis“ (ebd.: 205). Marie selbst zahlt diesen Preis gerne mit prallen Rundungen, feinen Kleidern und „rotgeschminkte[n] Lippen“ (ebd.: 87) und lässt sich insbesondere „die Haare schneiden und färben“, damit sie „[n]iemand mehr [...] Rotschädel nennen“ kann, „solange sie lebte, und niemand [...] an ihren dicken Zöpfen erkennen“ muss, „daß sie vom Land sei“ (ebd.: 86)[15] – womit die tradierte bzw. klischierte Referenzialität von Haar, ‚Natur‘, ‚Weiblichkeit‘ und ‚Heimat‘ zwar affirmativ eingesetzt, doch in der Affirmation kritisch hinterfragt wird. Vera hingegen scheint auf besorgniserregend und widerwärtig apostrophierte Weise zu einem Zwitterwesen zu mutieren, denn es wachsen ihr „Haare, lange schwarze Haare auf den Beinen, auf den Armen, aber vor allem im Gesicht, am Kinn, an der Kinnlade entlang bis zum Haaransatz und an der Oberlippe. Das Kind bekommt einen Bart, schon seit sie sechzehn war [...], plötzlich war es der besorgten Mutter aufgefallen“ (ebd.: 201). Mit den Haaren sprießen auch paranoide Gedanken, gedeihen das Gerede, die Abscheu, die Faszination und ein Erbanlagenstreit (ebd.: 201f.). Insbesondere aber wächst der Zweifel an der Geschlechtszugehörigkeit der Tochter:

> Vielleicht zu viele männliche, zu wenig weibliche Hormone, sagte der Hausarzt, man müßte eine Hormontestreihe machen lassen. Geschlechtswechsel, mein Gott, welche Schande, was ist die männliche Form von Vera? (ebd.: 201f.)[16]

Stets das ‚Richtig‘ oder ‚Falsch‘ der weiblichen Geschlechtlichkeit mit dem Gebot skandierend, man müsse *als* Frau eine *richtige* Frau sein, stellt Marie ihre Tochter vor die bereits getroffene Entscheidung: „Willst du also vierzehn Tage nach Italien und mit der Schande leben oder die Testreihe im Spital machen lassen [...]? Um den Preis, eine richtige Frau zu werden? Alles hätte ich gegeben um den Preis, eine richtige Frau zu werden“ (ebd. 202), setzt Vera der ebenso zwingenden wie suggestiven Argumentation ihrer Mutter verzweifelt entgegen und liefert sich einer demütigenden Tortur aus, die nicht reüssiert:

> [L]auter Männer [...] umstehen mein Bett, schauen auf meinen nackten Oberkörper herunter, haben nichts zu diagnostizieren, kein Organleiden, nur die Frage Frau oder Nichtfrau oder Halbfrau zu beantworten, als Arzt oder als Mann? (ebd.: 203)

Auch für Helga Maria Novaks junge Protagonistin aus der Romanserie „Die Eisheiligen“ und „Vogel Federlos“ arriviert das Haar zu einem zunächst ausschließlich von ihrer Adoptivmutter Kaltesophie genutzten Angriffspunkt[17] und dient dazu, das Kind zu sanktionieren und zu modellieren: ein Kind, das scheinbar nur familiär installiert worden ist, um Kaltesophie im nationalsozialistischen Mutterideal, ihren Ehemann Karl in der Rolle des Familienoberhaupts und -ernährers und den so hergerichteten Verbund insgesamt als Modellfamilie zu spiegeln. Als Ausdruck dessen bestehen die weiterführenden Herrichtungs- und die gängigsten Zurichtungspraktiken Kaltesophies darin, das Mädchen strafend „an den Zöpfen hin und her“ (Novak 1981: 16) zu ziehen und es zugleich in ein

Wirkungsschema zu verflechten, das zwar einen gehobenen gesellschaftlichen Status andeutet, für das Kind aber eine Art an den Haaren herbeigezogener Uniformzwang zu sein scheint und seine primäre Funktion als Schaufensterpuppe des normativ-gutbürgerlichen Geschmacks der 1930er Jahre besiegelt:

> Ihr Haar ist recht dünn und noch zu kurz, aber wenn man ein bisschen zieht, kriegt man schon richtige kleine Zöpfe raus. Sieh mal, Karl, wie das aussieht mit den beiden großen Schleifen. Frau Ederling hat heute, als wir im Laden standen, gesagt, wunderhübsch, wie Sie das Kind anziehen, bestrickt und bestückt von Kopf bis Fuß, und die Schleifen sehen ja aus wie Schmetterlinge. Und das Kleidchen, was ich ihr jetzt häkele, rosaumrandet, wie das zu dem Grün passt, ich würde es mir am liebsten selber anziehen. Morgen fahre ich mit ihr nach Köpenick rein zu Kepa und suche passende Schleifen aus. (Novak 1981: 8)

Jahre später, als das gutbürgerliche Normbild sich in eines der deutschen Kollektivschuld verwandelt hat, als der Krieg verloren ist und Kaltesophies (und Karls) Träume vom Wohlstand mit dem Einzug der sowjetischen Besatzungsmächte zerschlagen werden, als sich das Kind aus den Kleidungsvorschriften ihrer Mutter befreit und sich in den Trümmern Berlins wie auf einem Abenteuerspielplatz herumtreibt, herrschen andere Haarsitten, über die sich die befreundete Tante Mieze und Kaltesophie dialogisch ereifern, während sie das Mädchen begutachten:

> Pferdeläuse? sagte Mieze [...]. Was du auf dem Kopf hast, sind echte Menschenläuse! Mongolische wahrscheinlich, weil sie so gelb sind. Das sind reine, reinrassige asiatische Läuse, die Zöpfe müssen runter. / Die Zöpfe bleiben dran. / Die Zöpfe müssen ab. / Die Zöpfe bleiben dran. / Dann machen wir eben die Essigkur. Die Haare auf, und mit dem Läusekamm gründlich gekämmt und in heißen Essig gewickelt. So heiß, wie dus verträgst. Wir können ein paar Kräuter gebrauchen, obwohl ich bezweifele, daß diese Viecher Vegetarier sind. Erst ein Handtuch fest um den nassen Kopf, dann ein Schal, damit keine Luft an die Haare dringt […]. Du wirst aussehen wie ein Sultan, wie der kleine Muck wirst du rumlaufen. (Novak 1981: 91)

Die ‚reinrassigen' Läuse, anhand derer auf die nationalsozialistischen Blutreinheitsgebote referiert wird, scheinen in mehreren der hier diskutierten Romane und Erzählungen die größten Feinde des gepflegten Haarbildes zu sein. Bei Mitgutsch und Novak etwa entlarven sie das Fassadenhafte des exklusiven Erscheinungsbildes und zeigen auf, dass sich hinter den vestimentären Wohlstandsinsignien ein durch Ungeziefer paraphrasierter Verfall abzeichnet – in Form von Läusen, die das Parasitäre schlechthin markieren, mit Ekel konnotiert sind und Assoziationen an Epidemien wecken. In diesem Zusammenhang scheint das Scheren des Kopfes als probateste Methode der Schädlingsbekämpfung zu dienen – als perverse Haarpraxis der nationalsozialistischen Konzentrationslager deutet es zugleich auf eine vergiftete Korrelation von ‚Haar' und ‚Heimat'-Ideologie.

Der ganze Mensch? Pervertierte Haarpraxen

Eine solch vergiftete Korrelation von ‚Haar' und ‚Heimat'-Ideologie greift etwa Judith Kuckart in ihrem 2002 erschienenen Roman „Lenas Liebe" auf, der ‚Heimat' als reines Klischee, als bloßen räumlichen Träger eines Lokalkolorits und als Nest – im Sinne des Öden, Provinziellen – zeichnet und dies zugleich mit den nationalsozialistischen Diskursen um ‚Heimat' verschränkt: Zwischen dem im Ruhrgebiet gelegenen S. und dem geschichtsträchtigen polnischen O. (Oświęcim, ehemals Auschwitz), zwischen Heute und Damals, scheinen die Fragen nach ‚Heimat' und ‚Beheimatung' zu einer Frage der Haare zu werden.[18]

Schreibt Isabel Richter (2004: 163), dem Haar komme „in der europäischen Kultur […] eine besondere Bedeutung in der figürlichen Rede zu", da es „als Repräsentation des ganzen Menschen" diene, so soll es Judith Kuckarts Protagonistin Lena – fragmentarisch – das ganze Ausmaß menschlichen Leidens am und im Nationalsozialismus repräsentieren: Auf dem ehemaligen Lagergelände von Oświęcim, Auschwitz, stößt sie auf eine mit den geschorenen Haaren der ermordeten Insassen gefüllte Vitrine und empört sich über diese Exponate, wobei ihre Entrüstung einerseits der bloßen Provokation des sie begleitenden Priesters zu dienen scheint, andererseits stellvertretend für Lenas grundsätzliche Kritik an der Musealisierung von KZ-Lagern steht. Nicht als Repräsentation des ‚ganzen Menschen', sondern als Ausdruck des Diebstahls menschlicher Würde, aber mehr noch: als Mogelpackung erscheint ihr die Inszenierung der Haarsträhnen, die in diesem Fall nicht als pars pro toto für ‚Heimat', sondern als pars pro toto für eine pervertierte ‚Heimat'-Ideologie und ferner für die Musealisierung der Konzentrationslager an sich fungieren. So lässt Lena ihrem Ansinnen, sowohl das geschorene Haar als auch den Raum des Lagers – „[e]gal wie" – den Toten „zurück[zu]erstatten" (Kuckart 2002: 33) bzw. zu überlassen, eine ‚haarige' Diskussion mit dem ortsansässigen Priester folgen:

> ‚Unglaublich finde ich die Vitrinen, Herr Pastor.' ‚Welche?' ‚Die mit den Haaren. […] Ich finde, diese Vitrinen sind unglaublich, weil ich denen nichts glaube. […] Die sind ja total harmlos, diese Vitrinen', sagte Lena. ‚Geht man näher ran, riechen sie zitronenfrisch. […] Glasreiniger', sagte Lena. [...] ‚Wenn sie echt sind, muß man sie zurückgeben. [...] Sie gehören den Toten. Nicht der Ausstellung. Und eigentlich dürfen nur die Toten das Lager betreten. Wie eben die Toten nach dem Sterben sind, wenn sie umhergehen. Völlig allein, aber gelöst.' ‚Gelöst und entspannt und allein und tot das Lager betreten?' ‚Und mit Perücke.' (ebd.: 53f.)

Mutet Lenas Ansinnen, den Ermordeten – mit einer Eigenhaarperücke ausgestattet – den Ort ihres Todes als eine Art ‚letzte Heimat' des Geschehenen zu überlassen, zunächst noch absurd an, so konkretisiert es sich später: „Ich wollte, daß das Lagergelände ab jetzt kein Museum mehr ist", erklärt Lena und betont – die realen Haarexponate zum Gegenstand metaphysischer Überlegungen beugend –, dass Vergänglichkeit hier eine Möglichkeit auf Fortleben biete, das Konservieren jedoch eine Verlängerung des bloß bildlichen, rekonstruierten, inszenierten, aber nicht (mehr) real-gegenwärtigen Leidens bedeute:

> ‚Es soll ein Raum zwischen den Räumen bleiben dürfen, den nur Tote betreten, verstehen Sie? […] Man muß einen Zaun ziehen um den Zaun, der schon da ist‘, sagte Lena, ‚um den Ort als unbegreiflichen Raum stehen zu lassen. Er gehört uns nicht. Auch die Haare in den Vitrinen, auch die nicht. Der Ort soll mit sich allein bleiben und vergehen dürfen. Er soll alles dürfen, vor allem vergehen. Damit er weiter leben kann. Verstehen Sie?‘ (ebd.: 160f.)

Zurück zu den (Haar-)Wurzeln? Fazit

Über spezifische Repräsentationen des Körpers und insbesondere des Frauenhaars schließen die hier diskutierten Erzähltexte der Gegenwartsliteratur an die Motivtradition der klassischen Heimat(kunst)schreibung an, kontextualisieren deren motivisches Inventar zugleich neu und gestalten den Topos ‚Heimat‘ hierin zerrbildartig zu einer Kategorie der Auslieferung und Zurichtung um. Mit „dicken, blonden Flechten“ (Ganghofer 1892: 58) und „hängendem Haar“ (Ganghofer 1914: 95) wird zwar weiterhin ein pars pro toto tradiert. Dieser verknüpft jedoch nicht mehr die (Un-)Ordnung des Haars mit dem Zustand der ‚Heimat‘, sondern macht im Haar bzw. in Haarpraktiken nun diejenige Logik der Macht sichtbar, der ‚Heimat‘ gehorcht.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Dr. phil. Miriam Kanne
Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften
Institut für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft
Warburger Str. 100, 33098 D-Paderborn
kannem@mail.uni-paderborn.de

Anmerkungen

1 Die Ursprünge des Motivkomplexes um ‚Heimat' können mit Sengle (1971) und Bachtin (1989) in den Idyllen ausgemacht werden; er zieht sich durch die Dorfromane (z.B. eines Berthold Auerbach), gerinnt in den (der Trivialliteratur zuzurechnenden) klassischen Heimatromanen (etwa denen von Ludwig Ganghofer) zu einer Genre gebenden Motiv*tradition* und wird schließlich von der sogenannten Heimatkunstbewegung des ausklingenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts systematisch politisiert. Denn die Heimatkunstbewegung arbeitete mit einer konkreten Programmatik und machte den Bild-Begriff ‚Heimat' zum Hauptgegenstand einer „völkisch-national-konservative[n] Literatur" (Ketelsen 1976: 31), die in der nationalsozialistischen Belletristik (wieder) reüssierte (vgl. Rossbacher 1975; Rothmann 1997). Da im vorliegendem Aufsatz besonders auf den Motivkomplex geschaut werden soll, fasse ich diejenigen Erzähltexte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die sich durch das genretypische Motivinventar auszeichnen, als Heimat(kunst)schreibung zusammen. Es wird auch von klassischen Heimat(kunst)romanen, der klassischen Heimat(kunst)literatur oder kurz: der Tradierung die Rede sein.

2 Das (klischierte) Motivinventar um ‚Heimat' zeichnet sich durch folgende Konstanten aus: Eine zyklische Zeitorganisation mit temporaler Dominanz der Jahreszeiten, Schilderungen verräumlichter genealogischer Abfolgen (aus denen sich u.a. die Vorstellung vom Elternhaus als ‚Heimat' speist), Modi des (Land-)Besitzens und Vererbens, rurale Schauplätze (einhergehend mit einer evidenten Stadt-Land-Dichotomie), verherrlichende Darstellungen der Natur und der Landarbeit, Heroisierung des Bauernstands, das Motiv der Heimkehr, Biologisierungsmetaphoriken, eine profunde Symbolik um die Kategorie ‚Mutter' (korrelierend mit Regressionsphantasmen und Uterus-Allegorien) und eine Verteilung der Geschlechterrollen, die sich nach den Kriterien weiblich-passiv-häuslich und männlich-aktiv-Außenwelt bemisst. Besonders evident ist dabei das räumliche Verständnis von ‚Heimat': ‚Heimat' ist in den entsprechenden Romanen ein konkreter Raum, der auf einer figürlichen und allegorischen Ebene weiblich besetzt ist, indem er „vorwiegend von Frauen bevölkert [ist], die […] Konstanz garantieren, dort arbeiten und warten, während männliche Figuren ausziehen und heimkehren […], sich nach der Heimat sehnen", wobei der Raum bzw. „die Landschaft […] als ‚Heimat' nur Sinn über eine zusätzliche, […] allegorische Bedeutung [erhält], deren Gefäß eine weibliche Gestalt ist und die über die implizierten und projizierten Merkmale von Mütterlichkeit als Figur des Begehrens emotional aufgefüllt werden kann" (Ecker 1997: 13).

3 So wäre ‚Heimat' vermittels der Frage zu konkretisieren, was der Begriff zu einer bestimmten Zeit und in den unterschiedlichen Ideologie-Programmen bedeutet hat. Das Stichwort für die Ära des Nationalsozialismus gibt u.a. der (sowohl in der ideologiekonformen zeitgenössischen Literatur als auch in den Reden Hitlers und Goebbels propagierte) Blut-und-Boden-Begriff; das für die Phase des Real-Sozialismus fällt mit der Rede von der ‚sozialistischen Heimat' (vgl. Honecker 1985), wobei beide Ideologien den Begriff mit eigenen Aussagen befüllen, ohne dessen motivische Basierung (s. Anm. 2) verschwinden zu lassen.

4 Während die idealisierte Frauenfigur in der Tradierung etwa als „Rose im Morgentau" beschrieben wird, mit „Augen, so blau wie der liebe Himmel"

(Löns 1958: 98); als „liebliche Blume, die ein Wunder verwandelte in Fleisch und Blut" (Ganghofer 1892: 174), erscheinen die idealisierten Männerfiguren als „Kerle wie […] Bäume, mit Händen wie Bärenpfoten" (Löns 1958: 6). „Tatern und anderes fremdes Volk" stellen in den entsprechenden Erzählungen hingegen „keine richtigen Menschen" (Löns 1958: 32) dar, sondern sind als „wilde[s] Tier" (ebd.: 33), als „Ungeziefer" (ebd.: 31) oder „[v]erfluchte Zucht" (ebd.: 30) prononciert. Bisweilen werden derartige Referenzen gar in die mikrokosmische Ordnung ‚Familie' überführt: „Eine Familie ist wie ein Leib. Wenn ein Glied daran faul ist, muß man es wegschneiden, […] dicht am Gelenk" (Zahn 1960: 158).

5 Der Konnex von ‚Heimat' und ‚Weiblichkeit' bzw. ‚Heimat' und ‚Mutter' wird in der Tradierung (wie im Übrigen auch in der Literatur des ‚Dritten Reichs') in uterinen wie auch in ödipalen Verschmelzungs- und Regressionsphantasmagorien, im Topos der ‚Muttererde' und dem der ‚Mutter Natur' bereits in raum-begrifflichen Metaphern hergestellt. Vgl. Ecker (1997), Blickle (2002) und Kanne (2011).

6 Womit im ‚Heimat'-Begriff eine irrationale, affektive und eine funktionale, kalkulatorische Seite verschmolzen sind: ‚Heimat' ist (kulturgeschichtlich betrachtet) eine politische Aussage, die über die Engführung mit der Kategorie ‚Mutter' sentimental umkleidet wird. Zur politisch ökonomisierten Ineinssetzung von ‚Heimat' und ‚Mutter' vgl. Ecker (1997), Koonz (1994) und Kanne (2011).

7 Wobei der ‚Natur'-Begriff in der Tradierung einerseits als Gegenpol zu ‚Kultur' und ‚Künstlichkeit', andererseits als Synonym für die (hiesige) Landschaftskulisse installiert ist.

8 Diese narrativ hergestellte Biologisierungstechnik ist obligatorisch für die klassische Heimat(kunst)schreibung. Die Rede ist u.a. von Frauenfiguren, die „Haare haben[,] so falb wie Roggenstroh" (Frenssen 1958: 37), von „Haar so rot […] wie die Abendsonne auf den Fuhrenstämmen" (Löns 1958: 126) oder von „Haare[n] wie Haferstroh" (Löns 1958: 91). Dabei entwickeln bisweilen Schriftsteller wie Ludwig Ganghofer oder Gustav Frenssen einen Idealtypus ‚Frau', der über das Haar erkennbar wird: Während Ganghofer dunkelhaarige Frauenfiguren als Heldinnen – und Heldinnen sind in den Erzähltexten der Tradierung durchweg Frauen mit optimalem Genmaterial, mit naturalisiertem Streben zur Häuslichkeit, zur Mutterschaft und Ehe, mit Fleiß, Mütterlichkeit und Tugendhaftigkeit und einem dem männlichen Protagonisten gewidmeten Leben – bevorzugt, präferiert Frenssen blonde Frauenfiguren.

9 Christine Künzel (2004: 121f.) betont die kulturgeschichtliche Korrelation von gelöstem Haar und körperlicher Nacktheit: „In bestimmten antiken Kulturen wurde die Verunstaltung des Kopfes als gravierenderer Verstoß gegen die guten Sitten empfunden als die Nacktheit des Körpers; unbedecktes oder aufgelöstes Haar wurde hier als ebenso anstößig betrachtet wie ein einschlägiger entblößter Körperteil".

10 Hierin greifen die von Inge Stephan (2001: 33) benannten „vier lyrische[n] Strategien [...] für den poetischen Umgang mit dem Thema ‚Weiblichkeit und Haare'", die „mit den Stichworten Animalisierung, Mythisierung, Elementarisierung und Sexualisierung" umschrieben werden können.

11 Christine Künzel (2004: 122) arbeitet anhand zahlreicher juristisch-historischer Manifeste die Korrelation von zerstörter Frisur und sexuellem Gewaltakt heraus: „[I]n bestimmten historisch-kulturellen Zusammenhängen wurde das Zerstören der Frisur einer Frau […] mit einer Vergewaltigung gleichgesetzt", wobei viele der „juris-

tischen Formulierungen Anweisungen darüber“ enthalten, „wie sich das Opfer einer Vergewaltigung zu verhalten bzw. zu inszenieren, wie es insbesondere sein Haar herzurichten habe: ‚Wo eine genothzucht würde, *so soll sie laufen mit gesträubtem haare* [Herv. i.O.], ihren Schleier an der Hand tragen, allermenniglich wer ihr begegnet um hülfe anschreien über den thäter [...]‘“.

12 Dass zu den „emotional hoch besetzten Objekten in der Trauerzeit [...] auch Körperschmuck aus menschlichem Haar“ gehört, erläutert u.a. Isabel Richter (2004: 158).

13 Die Rede ist vom nationalsozialistischen ‚Heimat‘-Konstrukt, das in den entsprechenden Gebieten von einer sozialistischen ‚Heimat‘-Ideologie abgelöst wird, die – bis sie sich zu einer solchen formiert haben wird – ein Niemandsland markiert, in dem insbesondere Vergewaltigungen eine allgegenwärtige Bedrohung darstellen, wie Pedrettis Roman erörtert.

14 Diese antizipatorische Maßnahme droht im späteren Romanverlauf durch bestimmte, geschlechtlich codierte Performanzen – die Ausübung ‚typischer (Haus-)Frauenarbeit‘ – unterminiert zu werden (vgl. Pedretti 2002: 127).

15 Auch Marie selbst kann eine negative „Haarbiographie“ (Lipp 1999: 19) vorweisen. Ihr Haar führt ein störrisches Eigenleben, wird als zu dick, zu unbändig und widerspenstig, zu rot, zu bäuerlich, zu indikativ beschrieben (vgl. Mitgutsch 1985: 72); es ‚beheimatet‘ lange Zeit Läuse und arriviert zu einem Zeichen latenter Schuldzuweisungen an Vera, die den Haarausfall der Mutter als Resultat ihres Undanks reflektiert (vgl. Mitgutsch 1985: 200f.).

16 Mit ihrer vermeintlich stetig zunehmenden Behaarung und dem Bartwuchs verkörpert Vera die von Inge Stephan (2001: 29) thematisierten „so genannten Bartfrauen, die im vorigen Jahrhundert als Monstrositäten auf den Jahrmärkten gezeigt wurden“ – Frauen, die „noch heute“ auf Ablehnung „stoßen“, was indiziere, „dass auch in der Gegenwart keineswegs alle Tabus gefallen sind“.

17 Grundsätzlich ist der gewaltsame oder (sexuell) anmaßende Griff ins Haar ein immer wiederkehrendes Motiv in Novaks Romanserie: Er kennzeichnet Züchtigung und Übergriffe (vgl. Novak 1982: 166f.), markiert Vormachtsstellungen und Hierarchiekämpfe (vgl. Novak 1982: 206) und ist dabei stets engstens mit der Kategorie ‚Geschlecht‘ verschaltet.

18 Insbesondere für Dahlmann, effeminierter Jugendfreund von Lenas Mutter und Lenas Hauswirt in S. Dieser pilgert „zweimal in der Woche zum Friseur, gegen das Alter, die Krankheit, den Tod“ (Kuckart 2002: 143) – und *für* eine ‚Heimat‘, die in seinem Fall das Auschwitz zu Beginn der 1940er Jahre markiert: eine ‚Heimat‘, zu der Dahlmann heute sowohl als Teil eines kollektiven Gedächtnisses als auch als Träger individueller Erinnerungen ein kritisch-ambivalentes Verhältnis pflegt und sich über den Schnitt der Haare für eine Konfrontation mit ‚Heimat‘ und der eigenen Vergangenheit zu rüsten versucht: „‚Bitte kürzer im Nacken. Ich verreise wieder.‘ […] Dahlmann sah in den Spiegel und zögerte. Was er sah? Einen alten Esel, der sich schön machte, bevor er eine Dummheit beging. [...]. ‚In die alte Heimat‘, sagte Dahlmann“ (ebd.: 144).

Primärliteratur

Auerbach, Berthold (1953 [1856]): Barfüßele. Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte. Konstanz: Christliche Verlagsanstalt.

Frenssen, Gustav (1958 [1901]): Jörn Uhl. Rastatt: Grote'sche.

Ganghofer, Ludwig (o.J. [1982]): Der Klosterjäger. Gütersloh: Bertelsmann.

Ganghofer, Ludwig (o.J. [1914]): Der Ochsenkrieg. Teil I. München: Weltbild.

Kuckart, Judith (2002): Lenas Liebe. Köln: Dumont.

Löns, Hermann (1958 [1910]): Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik. Stuttgart: Deutscher Bücherbund.

Mitgutsch, Waltraud Anna (1985): Die Züchtigung. Düsseldorf: Claassen.

Novak, Helga Maria (1981 [1979]): Die Eisheiligen. Frankfurt/M.: Fischer.

Novak, Helga Maria (1982): Vogel federlos. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.

Pedretti, Erica (2002 [1995]): Engste Heimat. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Zahn, Ernst (1960 [1907]): Lukas Hochstraßers Haus. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.

Sekundärliteratur

Bachtin, Michail (1989): Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik. Frankfurt/M.: Fischer.

Blickle, Peter (2002): Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland. Rochester: Camden House.

Butler, Judith (2002): Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Wirth, U. (Hrsg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 301-320.

Ecker, Gisela (1997): Das Elend der unterschlagenen Differenz. In: Dies. (Hrsg.): Kein Land in Sicht: Heimat – weiblich? München: Fink, S. 7-31.

Honecker, Erich (1985): Zur Jugendpolitik der SED. Reden und Aufsätze von 1945 bis zur Gegenwart. Bd. 1. Berlin: Verlag Neues Leben.

Kanne, Miriam (2011): Andere Heimaten. Transformationen klassischer ‚Heimat'-Konzepte bei Autorinnen der Gegenwartsliteratur. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer.

Ketelsen, Uwe-Karsten (1976): Völkisch-nationale und nationalsozialistische Literatur in Deutschland 1890-1945. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Koonz, Claudia (1994): Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich. Reinbek: Rowohlt.

Künzel, Christine (2004): ‚So soll sie laufen mit gesträubtem Haare...': Zur Bedeutung der Auflösung der Frisur im Kontext der Darstellung sexueller Gewalt. In: Janecke, C. (Hrsg.): Haar tragen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Köln: Böhlau, S. 121-138.

Lipp, Carola (1999): Eine haarige Sache. Vom Umgang mit Haaren. In: Flocke, P./Nössler, R./Leibrock, I. (Hrsg.): Haare. Tübingen: Konkursbuchverlag Claudia Gehrke, S. 12-25.

Richter, Isabel (2004): Trauer verkörpern. Schmuck aus Haaren in der bürgerlichen Trauerkultur im 18. und 19. Jahrhundert. In: Janecke, C. (Hrsg.): Haar tragen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Köln: Böhlau, S. 157-175.

Rothmann, Kurt (1997): Kleine Geschichte der deutschen Literatur. Stuttgart: Reclam.

Rossbacher, Karlheinz (1975): Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende. Stuttgart: Klett.

Sengle, Friedrich (1971): Formen des idyllischen Menschenbildes. In: Fügen, H. N. (Hrsg.): Wege der Literatursoziologie. Neuwied/Berlin: Luchterhand, S. 177-195.

Spengler, Oswald (2007 [1923]): Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Düsseldorf: Albatros.

Stephan, Inge (2001): Das Haar der Frau. Motiv des Begehrens, Verschlingens und der Rettung. In: Benthien, C./Wulf, C. (Hrsg.): Körperteile. Eine kulturelle Anatomie. Reinbek: Rowohlt, S. 27-48.

Treusch-Dieter, Gerburg (1999): „Haare auf den Zähnen“ – und vom sakralen Körper. In: Flocke, P./Nössler, R./Leibrock, I. (Hrsg.): Haare. Tübingen: Konkursbuchverlag Claudia Gehrke, S. 33-40.

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 19/2: 89-106

Birgit Stammberger

Feministisches Maschinendenken

Subjektphilosophische und wissenschaftskritische Perspektiven

Zusammenfassung: Der Beitrag nimmt seinen Ausgang von der medienwissenschaftlichen Prämisse der technischen Verfasstheit des Körperwissens. Mit Fokus auf die Wechselbeziehungen von Maschine und Körper werden an Beispielen aus der Populärkultur unterschiedliche Argumentationslinien feministischer Wissenschaftskritik erörtert. Dabei werde ich eine unhintergehbare Ambivalenz des Maschinenbegriffs herausarbeiten und diese in Bezug auf den Maschinenbegriff bei Lacan weiter entfalten. Mit der Maschine betont Lacan die konstitutive Funktion des Anderen für die Bestimmung und Herausbildung von Subjektivität und kritisiert damit die metaphysische Überhöhung und wissenschaftliche Verdinglichung des Körpers. Indem mit Lacan die historisch kontingenten Wechselbeziehungen der Begriffe von Maschine und Körper in den Blick kommen, wird an der Schnittstelle von Subjektphilosophie und Wissenschaftsgeschichte für eine wissenschaftshistorische Ergänzung des Maschinenbegriffs plädiert.

Schlagwörter: Feministische Wissenschaftskritik; Maschinenkörper; Maschinenmetapher; Lacan; Medialität des Körperwissens.

Feminist Machine Concepts.
Perspectives on Philosophy of Subject and Feminist Science Studies

Abstract: This paper takes as a starting point the media theoretical premise of the technological composition of bodily knowledge. Focusing on some examples from popular culture, two different lines of argument from feminist science studies are discussed. Thereby the irreducible ambiguity of the concept of machine is elaborated and further developed in a discussion of Lacan's concept of the machine. Lacan used the term in order to emphasize the constitutive function of the Other for the determination and formation of subjectivity and thus criticized the metaphysical exaggeration and scientific reification of the body. Through Lacan I examine the historically contingent reciprocal relationship between machine and body and argue about the importance of amending the concept of machine from a historical perspective at the interface of the philosophy of subject and the history of science.

Keywords: Feminist Science Studies; machine-body; machine-metaphors; Lacan.

Technologische Verkörperungen und der Begriff der Maschine

Angesichts zunehmender Hybridisierungen von Mensch und Maschine scheint es einerseits ausgemacht zu sein, dass die cyberfeministische Forderung nach einer Dekonstruktion der ‚Natur des Körpers' realisiert wird; und das aktuell auch im Zusammenhang alltäglicher Körperpraktiken. Andererseits gewinnt die – vor allem im deutschsprachigen Raum – andauernde Ablehnung poststrukturalisti-

© 2013 Budrich Unipress. 10.3224/09489975213

scher Körperbegriffe erneut an Schlagkraft. Angesichts dieser transformativen Prozesse von Körper und Maschine ließe sich die Figur des Cyborgs nicht mehr nur als ein fruchtbares Konzept für eine feministische Politik denken, sondern wäre vielleicht auch ein Gegenstand, mit dem gesellschaftliche Realität konstatiert wird.[1] Die Ablehnung einer natürlichen Dimension des körperlichen Lebens würde demnach Gefahr laufen, gesellschaftliche Realität zu affirmieren.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen wird im Kontext feministischer Wissenschaftskritik erneut der Begriff der Maschine erörtert. Dabei lassen sich zwei unterschiedliche Argumentationslinien feministischer Kritik beobachten: Poststrukturalistisch-cyberfeministische[2] Konzepte setzen an den diskursiven Bedingungen technologischer Verkörperungen an. Sie beschreiben mit der Maschine heterogene, vielfältige und symbolische Praktiken, die ihren Ausgang nicht erst im Bereich des Technischen, sondern zuallererst in der Sprache selbst nehmen. Demgegenüber beharren leibphänomenologische Ansätze feministischer Wissenschaftskritik darauf, die mit den transformativen Prozessen verbundenen Hybridisierungen von Mensch und Maschine in ihren Begrenzungen festzulegen und somit die Bereiche zu benennen, die dem technologischen Zugriff auf das Subjekt entzogen sind. Diese Festlegungen sind besonders dort virulent, wo es um ethische Bewertungen technologischer Zugriffe auf den Körper geht. Die Maschine steht in diesen Theoriekonzepten für eine voranschreitende materialistisch-technische Deutungspraxis des Körpers.

Der vorliegende Beitrag gilt einer erneuten Betrachtung der in zeitgenössischen Kritikentwürfen vorliegenden Verhältnisbestimmung von Körper und Maschine. Am Begriff der Maschine – so die zentrale Beobachtung – prallen phänomenologische und poststrukturalistische Theorieentwürfe des Körpers aufeinander. Sichtbar wird so ein neuralgisches Feld unvereinbarer, sich teilweise gegenseitig ablehnender Argumentationslinien feministischer Wissenschaftskritik. Um dieses Feld unterschiedlicher Kritikentwürfe zu erschließen, wird im Folgenden der Maschinenbegriff von Lacan entfaltet und mit subjekttheoretischen Überlegungen ergänzt. Dabei richtet sich der Fokus nicht darauf, die Maschine nach einem mechanistisch-technischen Vorbild zu betrachten, sondern als ein Mittel der Kategorisierung zu verstehen und die konstitutive Funktion der Maschine für menschliche Selbstverhältnisse zu betonen. Als Mittel der Kategorisierung zeigt die Maschine für Lacan die Exzentrizität des Subjektes auf. Das Subjekt, als eine symbolische verkörperte Aktivität verstanden, formiert sich bei Lacan gewissermaßen innerhalb eines Maschinenkonzepts, das Subjektivität mit wissenschaftlichen Konzepten verknüpft.[3]

Medialität des Körperwissens

Wenn im Folgenden vom Maschinenkörper gesprochen wird, so geschieht dies unter der medienwissenschaftlichen Prämisse, dass jede Zugangsweise zum Körper – auch die im feministischen Kontext – nicht ohne Bezug auf die mit ihr einhergehenden Apparate, Instrumente und Maschinen erfolgen kann. Der Begriff des Maschinenkörpers ist unter dieser Prämisse nicht als eine willkür-

liche Analogisierung des Technischen mit dem Natürlichen zu verstehen. Vielmehr spielen Begriffe der Maschine eine konstitutive Rolle für Beschreibungen und Benennungen des (natürlichen) Körpers (vgl. Orland 2005). In dieser Hinsicht ist die Maschine eine zentrale Metapher für historisch situierte Denk- und Aneignungsweisen des Körpers wie sich beispielhaft zeigen lässt: Die Analogien des Sehens mit einem Zugseil, der „Muskeln mit elektrischen Schaltkreisen", der psychischen Leistung mit der Dampfmaschine oder der Vergleich der Psyche mit der Energiemaschine, die der junge Freud bei der Konzeption des Nervensystems gebrauchte, belegen, dass die Differenz von Mensch und Maschine eine Geschichte hat und die Maschine als Leitbild des Körpers eine zentrale Rolle spielt. (Sarasin 2003: 102, vgl. Sarasin 1999: 419ff.).

Die mit der Maschine postulierte unhintergehbare Medialität des Körperwissens erlaubt es zugleich, die Selbstverständlichkeiten einer Natur des Körpers in den Blick zu nehmen, die Idee des natürlichen Körpers als machtvolles Konzept kritisch zu reflektieren sowie in historische Entstehungskontexte zurückzuführen. Insofern ist die Maschine nicht nur ein technisches Objekt, sondern mit ihr lassen sich metaphorische, normative und soziale Dimensionen des Körperwissens analysieren. Demgegenüber steht ein mechanistisch gefasster Maschinenbegriff, mit dem Prozesse der kulturellen Normierung und Kontrolle des lebendigen Körpers beschrieben werden und damit das szientistische Wissenschafts- und Technikverständnis des Lebendigen in den Vordergrund gerückt wird. In diesen Kritikentwürfen steht die Maschine für die wissenschaftlichen Erfassungen des Subjekts und den szientistischen Zugriff auf die Lebenswelt.[4] Im Begriff der Maschine wird somit eine Ambivalenz von lebendiger Subjektivität und technischer Objektivierung erkennbar, die sich auch in divergierenden Theorieentwürfen feministischer Wissenschaftskritik niederschlägt.

Zunächst werden Beispiele aus dem populärwissenschaftlichen Bereich diskutiert, um dann zwei unterschiedliche feministische Rezeptionen des Maschinenbegriffs erörtern zu können. Hierbei wird verdeutlicht, wie die folgenden Betrachtungen des Verhältnisses von Körper und Maschine zugleich zwei divergierende Verhältnisbestimmungen von Subjektivität und Maschine implizieren. Ziel dieser Analyse ist es, einen öffentlichen Diskurs des Maschinenkörpers zu erschließen und den Blick auf unterschiedliche Zugangsweisen zu richten. Erstens lässt sich ein experimenteller und spielerischer Umgang mit dem Körper beobachten, zweitens haben wir es im populärwissenschaftlichen Bereich mit transhumanistischen Rhetoriken eines Maschinenkörpers zu tun.

Das Spiel mit der Maschine

Experimentelle Zugangsweisen zum Körper vor dem Hintergrund digitaler Medien(nutzung) sind u.a. Praktiken der Textproduktion. Für Beatriz Preciado machen diese Formen die Grenzbereiche sichtbar, die in historischer Perspektive „zwischen Körpern und Maschinen entstanden sind" (2003: 14). Preciado postuliert eine grundsätzliche strukturelle Vorgängigkeit des Körpers und fokussiert

mit der Maschine auf die Textualität von Körpererfahrungen. Dafür setzt sie in ihrem programmatischen Entwurf, dem „Kontrasexuellen Manifest", an den diskursiven Festlegungen des geschlechtlich bestimmten Körpers an und versteht diese bereits als Praktiken technologischer Verkörperung. Preciado erweitert das Konzept der Maschine von seiner reduktionistisch-technischen Bestimmung auf den Bereich der Sprache, die sie als eine der wirkmächtigsten Formalisierungsmaschinen des Körpers versteht.[5] Feministische Theorieentwürfe, die die Maschine auf ein technisches Objekt sowie auf den Werkzeugcharakter reduzieren, gehen für Preciado von einem falsch verstandenen Maschinenbegriff aus. Sie möchte die Dichotomien von Körper und Maschine nicht fortführen. Die Natur des Körpers sei der technologischen Erfassung des Körpers nicht entgegenzustellen, vielmehr sei sie selbst Resultat technologischer und diskursiver Praktiken. Preciado drängt auf ein nicht ausschließlich technisches Verständnis der Maschine, um den Fokus bereits dort anlegen zu können, wo vom Körper gesprochen wird. Das Potenzial dieses Ansatzes bestehe darin, die diskursiven Orte widerspenstiger Körperpraktiken sichtbar zu machen (vgl. ebd.: 113). Die Maschinen des 21. Jahrhunderts stellen für Preciado ein ganzes „Ensemble an Reproduktionsweisen" des Körpers dar, die „neue Formen der Verkörperung" bedeuten könnten, die nur „mangels Alternative […] weiterhin Männer und Frauen" (ebd.: 125) genannt werden.

Körperwissen als Praktiken der Textproduktion des Körpers markieren so diesseits und jenseits der wirkmächtigen Diskurse des natürlichen Körpers einen Wendepunkt posthumanistischer politischer Körperpraxis: Erstens ist der natürlich-geschlechtliche Körper bereits als Ergebnis einer wissens- und machtpolitischen Konstellation bestimmt und der Körper immer schon ein „sozial konstruierter Text". Zweitens, so Preciado weiter, sei es die „Aufgabe der Kontra-Sexualität, fehlerhafte Räume aufzufinden", um „damit die Macht der Abweichungen, der Ausschweifungen vom heterozentristischen System zu verstärken" (ebd.: 15).

In Anlehnung an Braidottis (2000: 157) Begriff des „‚posthuman' techno-teratological phenomenon" rücken nun vielfältige Praktiken divergierender Verkörperungen in den Fokus. Hierbei geht es um digital erzeugte Körperbilder, die durch das Spiel mit Uneindeutigkeiten eine „queere Lebensfreude suggerieren" (Angerer 2007: 87). Das Konzept des Cyborgs hat sich so vervielfältigt und ist mit alltäglichen Praktiken verbunden. Technologische Verkörperungen lassen sich nicht mehr nur in den spektakulären Körpertransformationen (etwa in der Medienkunst oder bei Pop-Ikonen) beobachten, sondern auch in ganz alltäglichen Praktiken des Körper-Habens und in neuen Formen des Geschichtenerzählens über den Körper.

Als Beispiel für den experimentellen Umgang mit dem Körper dient mir an dieser Stelle der Internetblog „Frau mit Bart", an dem sich neue Formen der Textproduktion, also des Verhältnisses von Materialität und Sprache, über den weiblichen Körper verdeutlichen lassen.[6] Der in feministischen Internetforen geführte Diskurs über weibliche Gesichtsbehaarung kündigt die alte Formatierung des weiblichen Gesichts auf. Weiblicher Bartwuchs ist in kulturhistorischer Perspektive eingebettet in einen medizinischen Diskurs über weibliche Körper-

behaarung. Als pathologischer Zustand klassifiziert, war weiblicher Bartwuchs seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Signum von Minderwertigkeit und Bezugspunkt wie auch Instrument rassenbiologischer und später psychopathologischer Argumentationen (vgl. Regener 2001). Auch gegenwärtig gilt weiblicher Bartwuchs als ein medizinisches Problem, das es zu diagnostizieren und zu therapieren, vor allem aber durch Rasieren zu kontrollieren gilt. In dem Blog „Frau mit Bart" berichtete „Mariam" (beginnend im Alter von 23 Jahren) über drei Jahre lang in Form von Tagebucheinträgen über ihre Erfahrungen, Ansichten und unterschiedlichen Einstellungen im Umgang mit ihrer Gesichtsbehaarung. Einerseits war ihr Körperhandeln stets von kulturellen Normen des Versteckens, Rasierens und Bekämpfens der Gesichtshaare bestimmt. Die stetige Sorge um die Haarentfernung war, wie sie berichtete, getragen von dem Bedürfnis, dazuzugehören. Andererseits erprobte sie in diesem Blog in spielerischer Weise neue Formen des Umgangs mit dem eigenen Körper. Eingerichtet wurde der Blog zeitgleich mit ihrer Entscheidung, ihren Bart nicht mehr zu rasieren. Über die zahlreichen Begegnungen, Reaktionen und Haltungen ihrer Mitmenschen während dieser Zeit berichten die Tagebucheinträge. Der Blog als Plattform der Reartikulation und Dekontextualisierung historischer Bedeutungsproduktionen des behaarten weiblichen Körpers und die Bilder der „Frau mit Bart" wurden in der medialen Öffentlichkeit viel diskutiert und in zahlreichen Medienformaten, wie Printmedien oder in Ausstellungen, wieder aufgegriffen. Die experimentellen Selbstversuche waren zu jedem Zeitpunkt mehr als nur eine Praxis der eigenen Zurschaustellung, vielmehr dienten sie auch der Erprobung neuer Praxis- und Diskussionszusammenhänge. Denn die Bilder der bärtigen Frau fanden Eingang in die Fotografie. Renommierte Fotografen wie Sebastian Lang oder Juan Hein zitierten die Bilder des behaarten weiblichen Körpers und verliehen ihnen in Form des fotografischen Geschichtenerzählens einen neuen ästhetischen Ausdruck (vgl. die Fotoserien „Frau oder Mann"; „The Visit"). In einem der letzten Tagebucheinträge schrieb Mariam: „Mich als Frau mit Bart zwischen den Welten und den Geschlechtern zu bewegen gefällt mir und fasziniert mich" (Mariam in „Mariam, die Frau mit Bart").

Als ein ‚Spiel mit der Identität' gewinnt das Bild der bärtigen Frau hier einen neuen, vielleicht sogar souveränen Ausdruck. Kulturhistorisch abgewertet, wird der weibliche Bartwuchs für Mariam zu einem Instrument der Selbst(er-)findung, die erst im Zusammenhang mit digitalen Medien vollzogen werden kann. Mit dem medial erzeugten Körperbild der bärtigen Frau tritt sie hinter die kulturelle Verfasstheit des weiblichen Bartes zurück und erzeugt ein digitales Bild, das zu einem Bild von ihr selbst wird. Was also mit der Maschine hier in den Blick gerät, ist „ein Spiel, das eigene Selbst zu gestalten" (VNS Matrix[7], zitiert nach Bruns/Reichert 2007: 237). Die Maschine erweist sich aus dieser Perspektive nicht als ein technisches Objekt, sondern als eine Instanz der Identität.

Inwiefern lässt sich dieses Beispiel im Kontext feministischen Maschinendenkens lesen? Für Preciado fällt der Maschinenbegriff nicht unter ein mechanisch-technisches Vorbild, sondern sie entwickelt einen Begriff der Maschine, um seine grammatische Struktur freizulegen. Dieser Maschinenbegriff wird gewissermaßen entmaterialisiert und symbolisch entfaltet. Mit dem hier expli-

zierten Beispiel eröffnet sich die Möglichkeit, Fragen nach einem spielerischen Umgang mit Identität zu stellen. Das in einem Netz von Sprache und Bedeutung gefangene Subjekt lässt somit die Sprache selbst als eine Formalisierungsmaschine auffassen. Die „Bartfrau" in Verbindung mit dem von Preciado gefassten Maschinenbegriff erlaubt es, sich diesen partiellen, lokalen Praktiken zuzuwenden, ohne essentialisierenden Auffassungen des Subjekts zu erliegen. In dieser Perspektive erfährt der feministische Begriff der Maschine eine doppelte Umdeutung: Hier wird einerseits der Zusammenhang zwischen sprachlicher Formalisierung und spielerischer Selbstgestaltung erkundet und andererseits der mechanisch-technische Maschinenbegriff verabschiedet.

Transhumanistische Visionen

Ein ganz anderer Ansatz, den Maschinenkörper zu begreifen, zeigt sich in den öffentlichen Rhetoriken transhumanistischer Technikvisionen. In Szenarien der Abschaffung des „alten Menschen" tritt man der Ankunft eines dem natürlichen Körper überlegenen Maschinenkörpers oftmals euphorisch entgegen (vgl. List 2009: 111).[8] In seinem 2002 veröffentlichten und vielbeachteten Buch „Menschmaschinen" proklamiert Rodney Brooks, Direktor des Artifical Intelligence Lab am Massachusetts Institute of Technology (MIT), eine sich gegenwärtig vollziehende biotechnische Revolution, die „unser Wesen von Grund auf ändern" werde (Brooks 2002: 19). Neue Maschinen stellen demnach nicht nur ungeahnte Möglichkeiten der Diagnose und Therapie bereit, sondern sie brechen radikal mit den bisherigen Vorstellungen vom Körper. Neben den technisch optimierten Körper trete eine völlig neue Maschine, die dem Menschen „immer ähnlicher" werde und so die fundamentale Differenz von Mensch und Maschine radikal aufkündige (ebd.: 19). Der neue Körper dieser neuen Maschinen verändere unsere Vorstellungen derart radikal, dass sie – folgt man Brooks' spektakulärer Verheißung – in keiner Weise mehr an bisherige Körperkonzepte anzuschließen sind. Zukünftig werden wir „die Macht haben, unsere eigenen Körper in der Weise zu manipulieren, wie wir gegenwärtig die Konstruktion von Maschinen beherrschen" (ebd.: 257). Der Unterschied zwischen uns und den Robotern werde verschwinden.

Der Begriff des Maschinenkörpers steht hier nicht im Zusammenhang mit einem – im Sinne feministischer Wissenschaftskritik – taktierenden Aufspüren der mit den Grenzverschiebungen von Mensch und Maschine verbundenen Chancen und Risiken (vgl. Krüger-Fürhoff 2009: 75). Vielmehr beruhen transhumanistische Rhetoriken auf einem ökonomisch-rationalistischen Kalkül, das laut List Ausdruck einer gefährlichen Haltung ist, „die existierenden Formen des menschlich Lebendigen hinter sich zu lassen" (2009: 111).

Mit der Maschine werden von List die machtvollen Absichten einer materialistischen Verdinglichung des lebendigen verkörperten Selbst beschrieben. Ausgehend von der Annahme eines erstarkten soziobiologischen Determinismus kritisiert sie mit dem Begriff der Maschine die wissenschaftlichen Erfassungen und Objektivierungen des verkörperten Selbst, die alle Bereiche des Lebendi-

gen technisch zu besetzen drohen. List referiert hier den Begriff des Maschinenkörpers, der in transhumanistischen Positionen in den Blick kommt. Der Maschinenkörper steht hier paradigmatisch für den Verlust von Subjektivität. In dieser Version einer feministischen Wissenschaftskritik kommt ein Begriff der Maschine zum Tragen, der mit Szientismus gleichgesetzt wird, jedoch einem dichotomen Denken von Maschine und Körper verpflichtet bleibt. Wenn die französische Psychoanalytikerin und prominenteste Lacan-Biografin Elisabeth Roudinesco den gegenwärtigen Szientismus beklagt, geht sie von einem Begriff der Maschine aus, der diesen Antagonismus zwischen freiheitlichem Subjekt und wissenschaftlicher Objektivität hervorhebt. In der gegenwärtigen Konstellation wissenschaftlicher Rationalität sei nur noch das „von allen Seiten von (sozialen, ökonomischen, biologischen) Maschinen eingekreiste Subjekt" denkbar (Derrida/Roudinesco 2006: 90). Roudinesco beschreibt damit Szenarien der Verwandlung des Menschen in eine Maschine. Um sich den Verknüpfungen des Lebendigen mit der Maschine zu widersetzen, wird eine grundsätzliche Unverfügbarkeit des Lebendigen postuliert. Die von Transhumanist_innen beschworenen Grenzverschiebungen generieren, wie List postuliert, jedoch keinesfalls eine radikal neue Auffassung vom Körper. Vielmehr erweisen sich die transhumanistischen Rhetoriken aus philosophie- und wissenschaftshistorischer Perspektive als traditionelle szientistische Deutungsmuster und mechanistische Erklärungsweisen des Lebendigen. Gegenwärtige Technologien operieren so in einem Feld, das auf ontologischen Grundannahmen und begrifflichen Grundlagen beruht, die seit Descartes „zum Bestand der Moderne gehören" (List 1997: 16). Tief in unserem kulturellen Gedächtnis verankert, sind gegenwärtige Grenzauflösungen zwischen Körper und Maschine Ausdruck eines alles durchdringenden „Technoimaginären" (List 2009: 98). Die experimentell-neurophysiologische Maschine bestätigt nicht nur die kulturelle Dominanz des „neuen wissenschaftlichen Weltbilds, die sich mit der Aura der ‚letzten Wirklichkeit' umgibt", sondern sie ist zu einer gewaltigen Maschine*rie* angewachsen, die sich der Innenschau menschlicher Selbstverhältnisse zugewandt hat (List 2009: 28; vgl. auch Derrida/Roudinesco 2006: 89f.).[9]

Die bisherigen Erörterungen haben gezeigt, dass in der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Maschine divergierende Argumentationen der feministischen Wissenschaftskritik artikuliert werden. Die Unvereinbarkeit beider Kritikentwürfe beruht auf der unterschiedlichen Verhältnisbestimmung von Subjektivität und Maschine. Einerseits bildet der Maschinenbegriff den Gegensatz zum phänomenologisch bestimmten Subjekt. Andererseits wird mit dem Maschinenbegriff der Fokus auf ein „multiples, zusammengesetztes Handlungssubjekt" (Butler 2009: 311) gerichtet. Die hier genannten Beispiele zeigen, dass feministisches Maschinendenken immer als eine Weise emanzipatorischer Erkundungen verstanden werden muss. Diese Form der Aneignung des Maschinenbegriffs sucht nach Möglichkeiten, einen szientistisch verengten Maschinenbegriff aufzubrechen. Die Verfahren und Weisen dieser Aneignung verlaufen dabei ganz unterschiedlich. Mit Preciado wird die Maschine entmaterialisiert und das emanzipatorische Potenzial besteht in der symbolischen Entfaltung des Maschinenbegriffs. Bei List und Roudinesco artikuliert sich feministische

Wissenschaftskritik in Form des klassischen Maschinendenkens, das sich in stereotypen Mustern entfaltet.

Im Folgenden sollen diese Widersprüchlichkeiten nicht aufgelöst, sondern als produktive Ambivalenzen anerkannt werden. Sie sind Anlass, die Metaphern der Maschine in ihren Widersprüchlichkeiten offenzulegen, die sich als ein erster Verweis auf die dem Subjekt inhärente Ambiguität betrachten lassen. Eine Theorie des Subjekts nimmt ihren Ausgang nicht in der Bestimmung des Ichs, sondern hat der unhintergehbaren Exzentrizität und Relationalität des Subjekts Rechnung zu tragen.

Anstatt die vorgestellten Kritikentwürfe (methodisch) auseinanderzudividieren, wird die Diskussion über den Maschinenbegriff – entlang der hier aufgezeigten Spannungsbereiche – mit Lacan fortgeführt. Lacan zielt mit dem Maschinenbegriff auf eine symbolische Ordnung, die ebenso von einem sprechenden Subjekt wie von der Maschine bewohnt wird. Indem Lacan die von Freud begonnene Dezentrierung des psychischen Subjekts mittels kybernetischer und informationstheoretischer Maschinenmodelle fortführt, liefert er eine neue, an den technischen Gegebenheiten ihrer Zeit ausgerichtete Theorie des Subjekts. Zugleich formuliert er mit seinem Konzept des Maschinenkörpers eine Kritik am Technizitätsideal seiner Zeit.

Lacan und die Maschine

Die zentrale Frage, die Lacan in dem Seminar „Das Ich in der Theorie Freuds und der Technik der Psychoanalyse“ aufwirft, gilt der philosophischen Bestimmung des psychischen Subjekts. Anlass dieser Frage ist weniger eine Kritik am cartesianischen Wissenschaftsideal als vielmehr ein Angriff auf das Primat des Ichs, mit dem sich Lacan von der Ich-Psychologie seiner Zeit abzugrenzen versucht (vgl. Roudinesco 1996: 300; Widmer 2012). Mit dem üblichen Begriffsspektrum einer Theorie der Intentionalität brechend (vgl. Roudinesco 1996: 415), erörtert Lacan im Anschluss an die strukturalistische Deutung der Sprache und die freudsche Lehre des Unbewussten das Konzept einer neuen Maschine. Zu Beginn der 1950er Jahre erkannte Lacan eine bedeutende Verschiebung im Maschinenbegriff:

> Der Sinn der Maschine ist dabei, sich völlig zu verändern, für Sie alle, ob Sie schon einmal ein Büchlein über Kybernetik aufgeschlagen haben oder nicht. (Lacan 1991: 45)

Für Lacan verkörpert die Maschine „die radikalste symbolische Aktivität beim Menschen“ (ebd.: 99), insofern sie auf einem Automatismus basiert, der nicht nur einen Aspekt der technischen Wiederholung beschreibt, sondern vielmehr einen Hinweis auf die Funktionsweise der menschlichen Sprache liefert. Als sprachliche Wesen sprechen wir in einer bereits vorgegebenen Ordnung. Lacan

veranschaulicht mit der Maschine als einer verkörperten symbolischen Aktivität seine Annahme einer strukturellen Vorgängigkeit des Subjekts, das nicht der Ordnung des Ichs angehört, über die es jedoch sein Sein konstituiert (vgl. ebd.: 64). Lacan drängt also auf eine theoretische Konzeption des gespaltenen Subjekts, um mit der naiven Auffassung zu brechen, dass das Subjekt das Ich repräsentiert. Stattdessen verdeutlicht Lacan mit der Maschine die Annahme unterschiedlicher Ordnungen und Instanzen, mit denen das Subjekt konfrontiert ist. Um die bereits von Freud beschriebene exzentrische Positionalität des Subjekts zu veranschaulichen, greift Lacan auf die Kybernetik zurück, die für ihn eine Differenz „der radikalen symbolischen Ordnung und der imaginären Ordnung" (ebd.: 388) zur Geltung bringt. Diese Differenz zweier Systeme hatte Freud bereits 1895 im „Entwurf einer Psychologie" beschrieben, in dem er von sich gegenseitig ausschließenden Primär- und Sekundärprozessen des Gedächtnisses und des Erinnerns ausgeht und damit zwei unterschiedliche Instanzen des Bewusstseins beschreibt. Was Freud entdeckte, war ein formaler Automatismus, der sich im Unbewussten des Subjekts vollzieht (vgl. Schmidgen 1997: 113). „Mit Freud bricht eine neue Perspektive ein, die die Erforschung der Subjektivität revolutioniert und präzise zeigt, daß das Subjekt nicht mit dem Individuum zu verwechseln ist" (Lacan 1991: 16). Im Subjekt ist somit immer die Dimension einer Realität enthalten, die Lacan als eine Relation des Individuums zum Symbolischen bestimmt. Das Symbolische als eine vom Subjekt abgelöste Aktivität ist „die Welt der Maschine" (ebd.: 64).

Damit kann Lacan die Frage „Was ist das Subjekt?" (ebd.: 73) ebenso zurückweisen wie die Aussage „der Mensch hat einen Körper" (ebd.: 97). Vielmehr verschiebt er das Problem der Bestimmung des verkörperten Menschen in den Bereich der symbolischen Ordnung, die dem Subjekt zwar äußerlich ist, dieses jedoch ebenso umfasst wie die Maschine selbst. Die Maschine verkörpere „in ergreifender Weise etwas ganz und gar Menschliches" (ebd.: 98). Indem Lacan also das *Was* in das *Wie* des Körpers verschiebt, gelangt er zu der Frage, wie der zerstückelte Körper und das gespaltene Subjekt zu ihrer Einheit finden.

In den Mittelpunkt seiner Überlegungen rückt Lacan die Maschinenmetapher, um der Vorstellung einer physischen und psychischen Ganzheit des Menschen auf den Grund zu gehen. Ausgehend von einer psychoanalytischen Neufassung des Subjekts erörtert er den Hörer_innen seines Seminars den Maschinenbegriff, indem er fragt: „Worin sind wir, als Menschen, wirklich Verwandte der Maschine?" (ebd.: 44). Unter Rekurs auf die Kategorie des symbolischen Handelns bezieht er sich auf jene Modelle der Maschine, die auf einem Automatismus beruhen. Diese Maschinen verfügen nicht nur über einen Automatismus, der ohne Bewusstsein und ohne menschliches Hinzutun funktioniert, sondern verweisen auf eine das Subjekt konstituierende Ordnung (vgl. Langlitz 2005: 167). Mit der Konzeption des psychischen Apparats habe Freud einen wichtigen Hinweis für die Frage nach der Verfasstheit des „lebendigen Apparats" (Lacan 1991: 106) geliefert. Als ein wesentlicher Regulator des lebendigen Körpers ziele dieser Apparat auf die Wiederherstellung eines körperlichen und psychischen Gleichgewichts, „anders ausgedrückt, die Maschine

hält“ (ebd.: 108). Mit der Frage, was der „Psychismus energetisch ist“ (ebd.: 101), habe Freud ein formales Prinzip entdeckt, das seiner Theorie des menschlichen Bewusstseins zugrunde lag. Mit der Kybernetik und der Informationstheorie sah Lacan die Herausbildung eines neuen Modells der Maschine, das nicht mehr auf dem Konzept der Energie, sondern auf dem Begriff der Informationsmenge beruhe.

Eine wesentliche Rolle spielen für Lacan also zeitgenössische Maschinenmodelle, mit denen er die Exzentrizität des Subjekts verdeutlicht und postuliert, das „Subjekt bewohnt quasi gemeinsam mit der Maschine das Reich der Sprache“ (Braun 1995: 9f.). Diese Einsicht lässt sich insofern als eine Eigentümlichkeit fassen, als Lacan selbst das alte Subjekt verabschiedet, um es mithilfe der Kybernetik und der Informationstheorie einer erneuten Verwissenschaftlichung zu unterziehen und damit zu einer Verwissenschaftlichung der Psychoanalyse selbst beizutragen. Damit verabschiedet Lacan einerseits die Vorstellung, dass der Mensch einen Körper habe, andererseits richtet er seine Kritik am Technizitätsideal seiner Zeit aus (vgl. Roudinesco 1996: 438ff.). Lacan nähert sich der Maschine also nicht von der Objekt-, sondern vielmehr von der Subjektseite her an und thematisiert mit ihr eine Art der Bedeutungsproduktion, die auch in das Subjekt hineinreicht. Damit verabschiedet Lacan die klassische Dichotomie von Körper und Maschine, weil die Maschine in den Prozess der Subjektkonstitution eingebunden ist und nicht einfach nur einen Mechanismus repräsentiert.

Lacan stellt die Maschine dem Menschen nicht gegenüber, ebenso wenig zielt er auf eine Gleichsetzung beider Seiten, sondern er untersucht die historischen Diskurse des Maschinellen als Explikationsfolie von Subjektivität. Mit der Maschine, so die lacansche Provokation, erklären wir uns selbst. Das so bestimmte Verhältnis von Maschine und Mensch ist entscheidend für eine Subjekttheorie, die das Subjekt als historisch situiert, es als nicht essentialistisch, relational und einem stetigen Prozess des Werdens unterworfen begreift. In einer dezidiert an informations- und kommunikationswissenschaftlichen Theorieentwicklungen orientierten medientechnischen Perspektive setzt Lacan also den programmatischen Entwurf einer Dezentrierung des Subjekts fort, die er bereits in Freuds „Entwurf einer Psychologie“ realisiert sah. Laut Lacan hat Freud

> im Menschen das Gewicht und die Achse einer Subjektivität entdeckt […], die über die individuelle Organisation als Summe individueller Erfahrungen und sogar als individuelle Entwicklungslinie hinausgeht. (Lacan 1991: 56)

Freud habe gezeigt, dass die „Realität des Subjektes nicht in seinem Ich liegt“ (ebd.: 59). Dabei zielt Lacan mit dem Begriff der Maschine auf ein doppeltes Unterfangen: eine Aktualisierung der freudschen Lehre einerseits und eine strukturalistische Deutung der mit einem digitalen Code operierenden Maschinen andererseits. Im Rekurs auf die symbolische Aktivität der Maschine geht es Lacan also weniger um die Erörterung ihrer technischen und theoretischen Grundlagen als vielmehr um die formalen, symbolischen und materiellen Aspek-

te, die er ins Verhältnis zu philosophischen Theorietraditionen des Bewusstseins setzt (vgl. Schmidgen 1997).[10]

Lacan ging es folglich um das Denken des Körpers in Beziehung zu Modellen der Maschine. Er drehte also die Frage, ob der Körper eine Maschine ist, um und erörtert die historischen Zusammenhänge, um die mit den durch die Kybernetik hervorgebrachten Maschinenmodellen verknüpften Entwicklungen zu verdeutlichen.[11] Da sich das Denken des Körpers immer schon auf den Vergleich mit der Maschine eingelassen habe, müsse, so Lacan, danach gefragt werden, welche Implikationen die wissenschaftlichen Beschreibungen des Körpers als Maschine beinhalten. Lacan betont: „Wohlgemerkt, nichts beweist, daß der Körper eine Maschine ist, und es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß damit nichts ist. Aber da liegt nicht das Problem" (Lacan 1991: 98). Vielmehr verweist das Denken des Körpers als Maschine auf ein „symbolisches Jenseits", das bereits das Lebendige mit dem Technischen verknüpft und in dieser Formatierung immer erst zur Sprache gebracht wird (ebd.: 101). Insofern geht es Lacan um eine Reaktualisierung der kybernetischen Maschine, die er hinsichtlich ihrer linguistischen und symbolischen Strukturen zu lesen versucht, denn „die kompliziertesten Maschinen sind nur mit Worten/paroles gemacht" (ebd.: 64). Lacan bedient sich also der Maschinenmodelle seiner Zeit, um die freudsche Theorie des Unbewussten zu veranschaulichen, zugleich zielt er im Prozess des historischen Zurücksetzens auf ein theoretisches Vorangehen der Psychoanalyse. Insofern tritt zwischen Freud und Lacan, wie Kittler (1993: 65) schreibt, der Computer.

Im Anschluss an Alan Turings virtuelle Maschine und Norbert Wieners Konzept des formalen Schemas der Kommunikation bedient sich Lacan bei seinen Ausführungen zum menschlichen Bewusstsein einer binären Logik des digitalen Codes (vgl. Langlitz 2005: 161ff.). Und im Anschluss an Freuds Überlegungen zum Wiederholungszwang verlegt Lacan diesen Automatismus in den Bereich der Sprache und des Unbewussten. Denn das menschliche Handeln und Sprechen erfolgt aus Sicht Lacans „zu großen Teilen automatisch. Lacan ging sogar soweit zu behaupten, dass das unbewusste Subjekt das Subjekt sei, das spricht" (ebd.: 169).

Lacans Ausarbeitung einer strukturalistischen Theorie des Bewusstseins erfolgte vor dem Hintergrund der Frage, warum wir eigentlich veranlasst sind, „das Leben in Termini des Mechanismus zu denken" (Lacan 1991: 44). Wenn Lacan also auf ein Denken mit der Maschine drängt, dann geht es ihm nicht um eine Abschaffung des Subjekts. Vielmehr reformuliert er eine Theorie des Subjekts, die sich den konstitutiven Dualismen von Körper und Maschine bzw. Subjekt und Objekt stellt, jedoch die Maschine nicht dem klassischen Interpretationsschema eines Dualismus von Objekt und Subjekt zuordnet, sondern sie als eine konstitutive Instanz von Subjektivität verständlich macht. Worauf Lacan also abzielt, ist, mit der Maschine ein technisches Handeln zu beschreiben. Vor dem Hintergrund der technischen Maschinenmodelle seiner Zeit erkennt Lacan einen neuen Mechanismus, der all jene „hinter sich lässt, die noch bei der Kritik des alten Mechanismus sind" (ebd.: 44). Wenn die neuzeitlichen Wissenschaften von der Annahme ausgehen, dass die Maschine das Modell sei, mit dem der Körper gedacht werden müsse, dann kann man diesen Zustand beklagen oder

nicht. Ihn zu ignorieren, käme jedoch tatsächlich, wie Kittler schreibt, einem Euphemismus gleich. Lacan hat es sich zur Aufgabe gemacht, mit der Maschine kulturelle Gegebenheiten zu analysieren, um zuallererst die Kategorien zu beschreiben, mit denen wir die Welt erschließen. Denn die „menschlichen Wesen sind immer in dasselbe kulturelle Geflecht verstrickt wie ihre Zeitgenossen und können keine anderen Begriffe haben als die ihrigen" (ebd.: 45).

Im Hinblick auf diese kulturellen Gegebenheiten ging es Lacan vor allem um die „Denkmaschinen" als mit Zeichen operierende Maschinen (ebd.: 227). Dabei war Lacans Ausarbeitung des Maschinenbegriffs keineswegs auf die Kybernetik und die Informationstheorie beschränkt und er war nicht nur in einem formalen Sinne an diesen Theorien interessiert. Sein Interesse galt den formalen Aspekten der Maschinen, um – auch im Hinblick auf seine Tätigkeit als klinischer Psychiater und praktizierender Psychoanalytiker – zu einem neuen Verständnis der psychoanalytischen Praxis zu gelangen. Mit der Ausarbeitung einer Theorie der Maschine stellte sich Lacan auch den Herausforderungen der damals neu entstandenen pharmakologischen Therapie zur Behandlung psychischer Erkrankungen.

> In der Zurückweisung des medizinischen Modells durch die Liberalen zum Nutzen der Psychologie sah [Lacan] eine Katastrophe und im Festhalten der Konservativen an einer erstarrten medizinischen Ausbildung ein Desaster. (Roudinesco 1996: 306)

Lacan ging es also nicht nur um eine theoretische Fundierung seiner Lehre, sondern auch um eine Grundlegung seiner Praxis der psychoanalytischen Kur. Und diese Kur sollte „ausschließlich auf dem Feld des Symbolischen stattfinden, im Medium des Sprechens, auf der heilenden Kraft der Worte beruhend und in Bewegung gehalten durch die intersubjektive Dynamik zwischen Analysand und Analytiker" (Langlitz 2005: 172). Wenn Lacan also auf eine Formalisierung und Verwissenschaftlichung der Psychoanalyse drängte, so unterlag dieses Unternehmen einer bestimmten Auffassung von Subjektivität, die das Neue, Schöpferische des handelnden Subjekts in der Wiederholung seiner eigenen Vergangenheit sucht: „Das Neue, das in der Analyse erreicht wird", schöpft sich, wie Langlitz (ebd.: 192) schreibt, aus der individuellen Geschichte des Subjekts selbst.

Lacan zielte mit seiner Theorie der Maschine nicht auf eine Aufkündigung des Menschen, sondern auf eine Aufwertung des sprechenden Subjekts. Und Lacan lässt sich auch gegen sich selbst lesen, da es sich um einen theoretisch-spezifischen Entwurf einer Maschinentheorie zu einer gegebenen Zeit handelt, die vor dem Hintergrund kultureller Gegebenheiten sowie institutioneller Praktiken ihre Ausarbeitung erfuhr. Auch das psychoanalytisch gefasste Subjekt, das in eine ihm äußerliche Ordnung eingeordnet und das Ergebnis einer stetigen Wiederholung im Symbolischen ist, gründet auf einem theoretischen Wissen, das in bereits vorgefundenen Strukturen artikuliert wird. Ein solcher medienwissenschaftlich verstandener Maschinenbegriff weist somit Spuren von institutionellen, disziplinären und interdisziplinären Überschneidungen,

Verbindungen und Abgrenzungsversuchen auf. Insofern ist Lacans psychoanalytisches Subjektkonzept, mit dem eine unhintergehbare Ambivalenz von Mensch und Maschine postuliert wird, auch das Ergebnis eines Versuchs der Abgrenzung von einer naturalistischen und intentionalistischen Auffassung des menschlichen Bewusstseins.

Mit dem lacanschen Maschinenbegriff ist also auch die Aufgabe verbunden, diese Dynamiken, Strukturen und Hindernisse aufzuspüren. Diese Einsicht gewinnt insbesondere dort ihre Schlagkraft, wo die gesellschaftlich-wissenschaftlichen Dynamiken und institutionalisierten Machtverhältnisse negiert werden. Nicht nur, weil man sonst Gefahr läuft, das medientechnische in ein medientechnizistisches Apriori zu verkehren, sondern auch, weil nur so die Verstrickungen wissenschaftlicher Begriffe mit kulturellen Gegebenheiten in den Blick geraten.

Fazit

Insbesondere aus der Perspektive gegenwärtiger Ansätze zum Denken des Maschinenbegriffs erweist sich die Rezeption des lacanschen Maschinenbegriffs als eine Geschichte des gegenseitigen Ausschlusses. Roudinesco (1996: 416) betont, Lacan müsse aufgrund seiner Verknüpfung strukturalistischer Deutungen der Sprache mit der freudschen Konzeption des Unbewussten „unter die größten Theoretiker eingereiht werden, die dieses Jahrhundert geprägt haben". Allerdings unternimmt Roudinesco ihre Rekonstruktion des lacanschen Denksystems ohne einen Bezug auf die Kybernetik, die Lacan entscheidende Impulse für die Ausarbeitung seines Subjektkonzepts lieferte. In ihrer großangelegten, vierhundertseitigen Lacan-Biografie tauchen an keiner Stelle die Namen Wiener oder Turing auf. Wie Roudinesco (2002: 58) an anderer Stelle schreibt, seien die Denkweisen der Kybernetiker Ausdruck einer imperialistischen Haltung, die den Menschen seiner Subjektivität beraubt. Andererseits finden sich in medienwissenschaftlichen Rezeptionen des lacanschen Maschinenbegriffs kaum Hinweise auf die Abgrenzungsversuche, die Lacan vor dem Hintergrund institutionalisierter Machtverhältnisse unternommen hat. Dass Lacan bei der Ausarbeitung des Maschinenbegriffs auch aufzuzeigen versuchte, wo die Analogie von Mensch und Maschine an ihre Grenzen stößt, wird in der medienwissenschaftlichen Rezeptionsgeschichte nicht thematisiert, wie Langlitz (2005: 193) zu Recht moniert. Indem Lacan das Problem des maschinell verfassten Subjekts vor dem Hintergrund der Kybernetik aufwirft, also eines historisch spezifischen Wissens, erweist sich das von Subjektivität und Maschine bestimmte Verhältnis dann als fruchtbar, wenn damit ein Wissen in seiner historisch-epistemologischen Verfasstheit gelesen wird. Lacans Begriff der Maschine beruhte dabei auf den kulturellen Gegebenheiten seiner Zeit. Der Rückgriff auf kybernetische Maschinenmodelle zeigt, dass Begriffe der Maschine immer von unterschiedlichen, disparaten Wissensbeständen genährt werden. Ein Zugang zu Lacans Subjekttheorie, der diesem Umstand nicht Rechnung trägt, verkennt nicht nur die Bedeutung der Kybernetik und die historischen und kulturellen

Kontexte des Wissens, sondern verspielt die Möglichkeit, diese Historizität des Wissens als emanzipatorische Potenziale zu lesen. Dass das lacansche Projekt der kybernetischen Reaktualisierung der Psychoanalyse unter gegenwärtigen Bedingungen suspekt erscheint, verdeutlicht, dass Lacan das szientistische Wissenschafts- und Technikverständnis der Kybernetik noch nicht erkennen konnte. Auch die weibliche Körperbehaarung ist phänomenologisch in einem komplexen System von Körpertechnologien und Wissenspraktiken zu denken. Sie zeigt, wie unterschiedlich Phänomene gedeutet werden. Sie werden mal als erlaubt, als kurios oder als emanzipatorische Körperpraktiken gedeutet. Feministische Wissenschaftskritik kann weder im Phänomen noch in der Maschine ihren Ausgang nehmen. Es gilt also nicht, diese Antagonismen zwischen phänomenologischer Anschauung und wissenschaftlicher Objektivität festzuschreiben. Das Unbestimmte und das Spezifische als das, was sich der technischen, experimentellen und mechanistischen Erfassung des Lebens widersetzte, erweist sich aus dieser Perspektive eben nicht als ein festumrissenes Konzept.

Wenn in den gegenwärtigen Debatten der feministischen Wissenschaftskritik der Maschinenbegriff erneut an Virulenz gewinnt, so ist festzuhalten, dass dieser Diskurs vor dem Hintergrund aktueller technologischer Entwicklungen geführt wird. Deshalb sollte die feministische Wissenschaftskritik nicht auf einem statischen Begriff der Maschine verharren, sondern die vielfältigen, heterogenen und lokalen Praktiken mitdenken, in denen Begrifflichkeiten des Körpers und der Maschine erst ihre Bedeutungen gewinnen. Diese Begrifflichkeiten können nicht vorausgesetzt werden, sondern es gilt, sie zu analysieren.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Dr. phil. Birgit Stammberger
Institut für Philosophie und Kunstwissenschaft
Abteilung für Philosophie, UC 5/207
Scharnhorststraße 1, D-21332 Lüneburg

Anmerkungen

1 Butler (2009: 314) fragt, ob und wie hier neue Möglichkeiten für ein Denken von Geschlecht und Körper zu erkennen sind. Braidotti (2008: 26) drängt auf methodologische Erneuerungen feministischer Theoriekonzepte. Und Balsamo (2007: 279) fragte bereits in den 1990er Jahren, wie Geschlechterdifferenz zu denken ist, wenn der Körper „in ein visuelles Medium transformiert" wird. Auf der Agenda stehen ebenso Fragen nach dem Primat der Geschlechterdifferenz wie nach der konstitutiven Bedeutung des „Sexuellen für Kategorien des Humanen" (Angerer 2007: 91) sowie nach theoretischen Konzeptionen „flexibilisierter Subjekt- und Geschlechterentwürfe" (Krüger-Fürhoff 2009: 74).

2 Wie Elisabeth List bemerkt, sind Poststrukturalismus und Cyberspace „einander näher, als es auf den ersten Blick erscheint". Als exponierteste Philosophien des Körpers ließen sie diesen nur noch als „Effekt diskursiver Inszenierung" erscheinen (List 1997: 12).

3 Mit der Maschine werden im Folgenden Problematisierungs- und Argumentationszusammenhänge feministischer Wissenschaftskritik beleuchtet, die die materialisierenden, symbolischen und rationalen Dimensionen des Wissens und damit erkenntnistheoretische Fragen in den Mittelpunkt rückt.

4 So spricht Roudinesco (2002: 14, 62) von einem gegenwärtigen Szientismus, der die Absicht habe, sämtliche Phänomene in den Diskurs der Naturwissenschaften einzubeziehen. Die Umgestaltung des Menschen in eine Maschine gehe mit der Tatsache einher, „daß das Subjekt nicht mehr existiert". Susanne Lettow (2011: 148) hingegen betont zwar auch, dass feministische Wissenschaftskritik im Kontext eines wieder erstarkten soziobiologischen Determinismus agiert, weist aber darauf hin, dass die im Rahmen der Lebensphilosophie zu verortenden gegenwärtigen Anstrengungen, die ursprünglichen Lebensprozesse zu betonen, aus historischer Perspektive kein unproblematisches Unterfangen ist, da sie einen jenseits kultureller Praxiszusammenhänge verstandenen Körper annehmen.

5 Auch Derrida versteht die Sprache als eine der wirkmächtigsten Formalisierungsmaschinen (vgl. Derrida/Roudinesco 2006: 87).

6 Das Bloggen steht hier als ein Beispiel für einen öffentlichen Diskurs. Verschiedenste Teilnehmer_innen mit unterschiedlichen Motiven und Ambitionen agieren in einem weiten Feld, das mediale Körperbilder erzeugt und kommuniziert.

7 VNS _Matrix (sprich „Venus") ist ein Zusammenschluss australischer Künstlerinnen. In den neunziger Jahren erprobten sie als erste feministische Netzaktivistinnen eine Praxis der Dekonstruktion sozialer Kategorien im Cyberspace. Im Anschluss an Donna Haraways „Manifest für Cyborgs" veröffentlichten VNS Matrix im Jahre 1991 das „Cyberfeministische Manifest für das 21. Jahrhundert".

8 Diese transhumanistischen Rhetoriken beruhen auf einer machtvollen Konzeption der Synthese von Mensch und Technik, die tendenziell auf die Annahme einer Beliebigkeit von Subjekt- und Objektwelt hinausläuft. Insofern verkehren sich die transhumanistischen Rhetoriken selbst in eine „große Erzählung" vom Menschen, wie Herbrechter (2009: 48) im Anschluss an Lyotard bemerkt.

9 Angesichts dieser gewaltigen Maschinerie drängt List auf ein Verständnis der menschlichen Lebensform, das der „Tatsache der Offenheit und Situiertheit aller Prozesse des Lebendigen, den Signaturen seiner Kontingenz, Rechnung trage." Jede Theorie – auch Theorien der

Maschine, die auf einem symbolischen Dekonstruktivismus beruhen – habe anzuerkennen, dass ihr „erster und letzter Bezugspunkt die gelebte Erfahrung lebendiger Subjekte“ sei (2009: 95). Fraglich ist jedoch, ob ein Verständnis von leibapriorischer Subjektivität, das von der grundsätzlichen Vorgängigkeit körperlicher Erfahrungen ausgeht, nicht doch letztlich wieder in eine Biologisierung von Geschlecht und Körper mündet. Wie Lettow (2011: 277) in Rekurs auf Lists Kritik mechanistischer Ansätze schreibt, vertrete List mit ihrer Kritik die wirkmächtige Annahme eines der Kultur „vorgängigen biologischen Körpers“. Zudem besteht List auf einem fest umrissenen Konzept des Lebendigen, das nicht nur die Kluft zwischen wissenschaftlicher Objektivierung und lebendiger Erfahrung dramatisiert, sondern letztlich die historisch kontingenten Verknüpfungen des Lebendigen mit der Maschine nicht in den Blick zu nehmen scheint. Den Körper und das Leben einem prädiskursiven Bereich zuordnen zu wollen, erweist sich in dieser Hinsicht zwar als ein kritisches Unternehmen, das jedoch dazu tendiert, den Körper auf seine Natur festzuschreiben und damit zu substanzialisieren. Der am Reduktionismus mechanistischer Modelle ausgerichtete Entwurf einer Kritik des Maschinenbegriffs verkehrt sich so in einen Reduktionismus des Lebens (vgl. hierzu auch Ebke 2012).

10 Insofern erfüllt Lacans Ansatz die von Kittler formulierte Forderung, dass sich jede Theorie des Bewusstseins im „technischen Raum“ verorten müsse, wolle sie den in der jeweiligen Epoche vorgefundenen Technologien und Medien als historischen Zugangsweisen zur Wirklichkeit gerecht werden. Diesem medientechnischen Apriori folgend, brachte Lacan tatsächlich unter Bezugnahme auf mathematische und technische Theoreme seiner Zeit die „Psychoanalyse auf den Stand von High Tech“ (Kittler 1993: 64).

11 Canguilhem schreibt in „Maschine und Organismus“, man habe mit der Maschine immer nur einen Mechanismus beschrieben und damit den Blick einzig auf ein materialisiertes Theorem gerichtet. Die Problematik, die mit der Maschine aufgeworfen werde, sei weder auf einen Mechanismus noch nur auf eine Methode zu reduzieren, sie sei vielmehr „viel breiter, komplexer und philosophisch ernst zu nehmender“ (2007: 186).

Literatur

Angerer, Marie-Luise (2007): Vom Begehren nach dem Affekt. Zürich, Köln: Diaphanes.

Balsamo, Anne (2007): Auf Messers Schneide. Kosmetische Chirurgie und die technologische Produktion des geschlechtlich bestimmten Körpers. In: Bruns, K./Reichert, R. (Hrsg.): Neue Medien. Texte zur digitalen Kultur und Kommunikation. Bielefeld: transcript, S. 279-292.

Braidotti, Rosi (2002): Teratologies. In: Buchanan, I./Colebrook, C. (Hrsg.): Deleuze and Feminist Theory. Edinburgh: Edinburgh University Press, S. 156-172.

Braidotti, Rosi (2008): Biomacht und posthumane Politik. In: König, Ch./Angerer, M.-L. (Hrsg.): Gender goes Life. Bielefeld: transcript, S. 19-40.

Braun, Reinhard (1995): Vom Gegenstand zur Information. Der Künstler als Servomechanismus. In: Feuerstein, Th. (Hrsg.): System. Daten. Welt. Architektur. Wien: Triton, S. 8-14.

Brooks, Rodney (2002): Menschmaschinen. Wie uns die Zukunftstechnologien neu erschaffen. Frankfurt: Campus.

Bruns, Karin/Reichert, Ramón (2007): Gender-Technologien – Cyberfeminismus. Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Reader Neue Medien. Texte zur digitalen Kultur und Kommunikation. Bielefeld: transcript, S. 229-237.

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Canguilhem, Georges (2007): Maschine und Organismus. In: Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte 3. Zürich: Diaphanes, S. 185-212.

Derrida, Jacques/Roudinesco, Élisabeth (2006): Woraus wird morgen gemacht sein. Ein Dialog. Stuttgart: Klett-Cotta.

Ebke, Thomas (2012): Lebendiges Wissen. Zur Verschränkung von Plessners Philosophischer Anthropologie und Canguilhems Historischer Epistemologie. Berlin: Oldenbourg.

Freud, Sigmund (1987[1895]): Entwurf einer Psychologie. In: Ders./Freud, A. (Hrsg.): Gesammelte Werke 19, Nachtragsband. Texte aus den Jahren 1885-1938. Frankfurt/M.: Fischer, S. 387-477.

Herbrechter, Stefan (2009): Posthumanismus. Eine kritische Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Kittler, Friedrich (1993): Die Welt des Symbolischen – eine Welt der Maschine. In: Ders.: Draculas Vermächtnis. Technische Schriften. Leipzig: Reclam, S. 58-80.

Krüger-Fürhoff, Irmela (2009): Körper. In: Braun, Ch. v./Stephan, I. (Hrsg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Stuttgart: UTB, S. 66-81.

Lacan, Jacques (1991): Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. Das Seminar Buch II 1954-1955. Berlin: Quadriga.

Langlitz, Nicolas (2005): Die Zeit der Psychoanalyse. Lacan und das Problem der Sitzungsdauer. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Lettow, Susanne (2011): Biophilosophien. Wissenschaft, Technologie und Geschlecht im philosophischen Diskurs der Gegenwart. Frankfurt/M.: Campus.

List, Elisabeth (1997). Einleitung. In: Dies./Fiala, E. (Hrsg.): Leib. Maschine. Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne. Wien: Passagen, S. 11-18.

List, Elisabeth (2009): Ethik des Lebendigen. Weilerswist: Velbrück.

Orland, Barbara (2005): Wo hören Körper auf und fängt Technik an? Historische Anmerkungen zu posthumanistischen

Problemen. In: Dies. (Hrsg.): Artifizielle Körper – Lebendige Technik. Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive. Zürich: Chronos, S. 9-42.

Preciado, Beatriz (2003): Kontrasexuelles Manifest. Berlin: B-Books.

Regener, Susanne (2001): Bartfrauen. Fotografien zwischen Jahrmarkt und Psychiatrie. In: Keck, A./Pethes, N. (Hrsg.): Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen. Bielefeld: transcript, S. 81-96.

Roudinesco, Élisabeth (1996): Lacan. Bericht über ein Leben, Geschichte eines Denksystems. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Roudinesco, Élisabeth (2002): Wozu Psychoanalyse? Stuttgart: Klett-Cotta.

Sarasin, Philipp (1999): Der öffentlich sichtbare Körper. Vom Spektakel der Anatomie zu den „curiosités physiologiques", in: Ders./Tanner, J. (Hrsg.): Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 419-452.

Sarasin, Philipp (2003): „Mapping the body". Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und »Erfahrung«, in: Ders.: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 100-122.

Schmidgen, Henning (1997): Das Unbewußte der Maschinen. Konzeption des Psychischen bei Guattari, Deleuze und Lacan. München: Fink.

Widmer, Urs (2012): Subversion des Begehrens. Eine Einführung in Jacques Lacans Werk. Wien: Turia + Kant.

Internetquellen

Frau mit Bart <http://fraumitbart.wordpress.com>. (Zugriff am 16.9.2013).

Mann oder Frau. Fotografien. Fotograf: Sebastian Lang. <http://fraumitbart.wordpress.com/2010/05/19/mann-oder-frau/>. (Zugriff am 16.9.2013).

Mariam, die Frau mit Bart <http://www.brigitte.de/weblogs/blogautor-1880177/>. (Zugriff am 16.9.2013).

The visit. Fotoserie. Fotograf: Juan Hein. <http://www.juanhein.com/index.php?/photography/the-visit/>. (Zugriff am 16.9.2013).

Interview

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 19/2: 109-120

Embodiment and Ecosocial Theory

Nancy Krieger interviewed by Kerstin Palm, Sigrid Schmitz and Marion Mangelsdorf

Nancy Krieger is a Professor of Social Epidemiology at the Harvard School of Public Health in Boston, Massachusetts, where she has been researching the relationship between group-specific disease rates and social inequality. One focus of her areas of specialty is gender-specific aspects of health, in particular on the relationship between biological and social factors in health research (sex-linked biology and gender relations), including in relation to social class, racism, and other societal determinants of health. The relevance of the central concepts in her work, especially "embodiment" and "ecosocial theory," reaches far beyond the boundaries of health research and could be used to develop a basis for research in all life sciences, as well as interdisciplinary projects on bodies in context.

The following interview highlights some central theoretical and methodical aspects of her approach which can offer interesting possibilities for an integrative ecosocial perspective, drawing on social and biological insights regarding the development of bodily features.

1. To overcome the relative poverty of theory in the field of epidemiology and develop an integrative perspective linking social and biological sciences, you developed the concept of ecosocial theory. Could you explain to us what ecosocial theory is? What are its most important characteristics?

Developed to address the question "who and what drives social inequalities in health," a central focus of ecosocial theory is on how we literally biologically embody exposures arising from our societal and ecological context, thereby producing population rates and distributions of health. At issue are socially patterned exposure-induced pathogenic pathways, mediated by physiology, behavior, and gene expression, that affect the development, growth, regulation, and death of our body's biological systems, organs, and cells, culminating in disease, disability, and death. The contrast is to frameworks that treat causes of disease – and of group differences in biological characteristics and disease rates – as primarily innate, e.g., as long argued for racial/ethnic health inequities.

Indeed, integral to ecosocial theory – and part of its concerns with agency and accountability – is a painful awareness of the contested history of scientific ideas and practice, whereby eminent scientists, including in the health sciences, have been just as or more likely to develop and use scientific frameworks that justify, rather than question, discrimination and social inequality. Well-documented examples about which reams have been written include eugenics broadly and scientific racism, sexism, and heterosexism in particular.

© 2013 Budrich Unipress. DOI: 10.3224/09489975213

Ecosocial theory accordingly requires explicit consideration of pathways of embodiment in relation to types and levels of exposure, the period and spatial expanse involved (i.e., spatiotemporal scale), and historical context, along with phenomena that affect susceptibility and resistance to exposure, ranging from micro (e.g., role of the gut microbiome in innate immunity) to macro (e.g., social organizing to challenge health inequities). Also core are issues of accountability (causal responsibility for) and agency (the power and ability to act) at every level, because they pertain to not only the magnitude of health inequities but also how they are monitored, analyzed, and addressed. Moreover, as emphasized by ecosocial theory's simultaneous focus on exposure, susceptibility, and resistance – including how people resist injustice and its health-harming effects, individually and collectively, and the resilience that enables them to do so – also must be examined. Historical context in turn determines which pathways matter and are operative, at what level and at what point in the life course, such that the embodied manifestations are necessarily historically contingent, both the health outcomes themselves and the magnitude of their health inequities.

A critical knowledge of history is thus essential: the history of the exposures and outcomes under consideration, and the history of contending ways in which scientists have, in the context of their times, debated possible causal links. As with any scientific theory, the point is to frame and guide analysis of the phenomena of interest – in this case, population distributions of health, disease, disability, and well-being – and, as with any reflexive science, to generate knowledge relevant to altering the phenomena under study, in this case, the existence of health inequities.

The point is not that every study can or should attempt to measure every specified pathway at every level and at all relevant spatiotemporal scales – which obviously is impossible to do. Rather, the value of a theoretical framework is that it can help concretize systematic substantive thinking about potential causal pathways, the constructs and entities employed and how they are operationalized and measured, the types of statistical analyses should be conducted, potential threats to validity, and the complexities involved in interpreting study findings.

2. You introduce one of your papers on embodiment with the statement "our bodies tell stories about our lives." Could you explain what you understand by the term "embodiment" and how this concept can help us to better understand the interaction or relationship between sex-linked biology and gender relations? How do you see the current acceptance of this (or a similar) concept in the field of public health?

At the most general level, embodiment refers to how we, like any living organism, literally incorporate, biologically, the world in which we live, including our societal and ecological circumstances. In the case of population health, for both people and other species, it recognizes that individuals are: (1) simultaneously ever-developing social beings and biological organisms, and (2) inherently mem-

bers of populations and are shaped by and also shape both their membership in these populations and the ecosystems in which they are engaged.

Population characteristics expressed by people's bodies (such as health and disease status) are thus not simply the sum of a priori individual traits, even as population rates are tallied up based on counts of individuals' bodies (who constitute the numerators and the denominators for these rates). They instead emerge from the dynamic development of individuals belonging to social groups that are influenced by and affect their societal and ecological contexts. One important causal implication accordingly involves the well-known population science insight that what explains differences between populations often is not the same as what explains variation among individuals within a given population.

Consider the classic example of lung cancer: as Geoffrey Rose famously argued in 1985, in a population in which everyone smoked, exposure to smoking would not explain risk of disease (because there is no variation in the exposure), even as it was the reason for the high rates of lung cancer in this population as compared to a population in which no one smoked. Additionally, for lung cancer, as for any health issue, it is important to ask whether gender relations, sex-linked biology, both, or neither are relevant as potentially independent or synergistic determinants of population rates. Ample research, for example, demonstrates that gender relations clearly matter for creating differences in risk of lung cancer among women and men, with gendered differentials in rates and histories of smoking (individually and across generations) shaped in part by gendered marketing practices of tobacco companies (who have notoriously promoted smoking as a way to demonstrate one's masculinity, for men, and one's independence, for women), as well as gendered differentials in exposure to other exogenous agents implicated in causing lung cancer (e.g., occupational exposures to asbestos, nickel, and chromium, occurring in industries which, due to occupational gender segregation, predominantly employ men). As for sex-linked biology, although some investigators argue women may be intrinsically more biologically susceptible to risk of lung cancer at low levels of smoking exposure compared to men (usually invoking hormonal hypotheses to explain why), large epidemiologic studies do not uphold this hypothesis and also raise important questions as to the accuracy of measuring life-time history of exposure. At issue is not only individuals' self-report of an increasingly socially unacceptable health behavior, but also exposure to second-hand smoke, which may be more common for women, if they are part of households in which men – e.g., father, partner, son(s), or others – are smoking and they are not. Differentials in lung cancer rates among women and men can thus primarily be understood, via the construct of embodiment, as a biological expression of gender – thereby keeping attention focused on who and what drives the gendered patterns of exposure, for whose benefit and at whose cost. Such knowledge is in turn critical for formulating effective population-level strategies to reduce smoking, as required for challenging the highly gender-conscious tobacco industry, for whom gender has been a key motif of advertising since the early 20th century CE: to keep rates high among men and get rates among women to rise.

Whether used literally or figuratively, embodiment thus insists on bodies as active and engaged entities. It consequently reconceptualizes the individual and population phenomena of health and disease (both somatic and mental) as emergent embodied phenotype, one that is contingent on population context, and hence embodied history. The contrast is to dominant gene-centric paradigms which give primary causal agency to an organism's inherited genotype and emphasize a decontextualized and dehistoricized biology.

Additionally, in the case of people, the construct of embodiment recognizes that bodies tell stories about our lives, whether or not these are ever consciously expressed. For example, an infant is not conscious of its birthweight or gestational age, even as both may be relevant to infant and adult health. Considerable research further indicates that persons who are abused may not necessarily identify their treatment in this way, instead considering it to be "deserved" – even as their health behaviors and health status nevertheless manifest the impact of such abuse. And, in the case of the lung cancer example above, people can be exposed to carcinogens whether or not they are conscious of this exposure. For these reasons and more, bodies can tell stories – and reveal histories – above and beyond what our words can express.

Finally, my sense is that the idea of embodiment as articulated in ecosocial theory is beginning to gain a footing in public health and related fields. Recent relevant examples of books and articles that explicitly draw on the ecosocial construct of "embodiment" include:

Gravlee, Clarence C. (2009): How race becomes biology: embodiment of social inequality. American Journal of Physical Anthropoly 139, 1, pp. 47-57.

Roberts, Dorothy (2011): Fatal Invention: How Science, Politics, and Big Business Re-Create Race in the Twenty-First Century. New York: The New Press.

Walters, Karina L./Mohammed, Selina A./Evans-Campbell Teresa/Beltrán, Ramona, E./Chae, David H./Duran, Bonnie (2011): Bodies don't just tell stories, they tell histories: embodiment of historical trauma among American Indians and Alaska Natives. In: Du Bois Review 8, 1, pp. 179-189.

Connell, Raewyn (2012): Gender, health and theory: conceptualizing the issue, in local and world perspective. In: Social Science Medicine 74, 11, pp. 1675-1683.

Coburn, Jason (2013): Healthy City Planning: From Neighborhood to National Health Equity. New York: Routledge.

3. Until recently, (mainstream) epidemiological research tended to explain a higher group-specific prevalence of disease (for example, high rates of depression among women or cardiovascular disease among African Americans) by referencing the interaction of race- and sex-specific biological predisposition with exposures. You criticize this interpretation and suggest other explanations, which include social conditions and contexts of racism and sexism. Could you summarize your critique and illustrate it using a short example?

One example involving embodiment, biological expressions of racism and sexism, and racialized and gendered expresssions of biology, concerns that of the breast

cancer estrogen receptor. As shown by any quick perusal of the breast cancer epidemiology literature (predominantly US, but also increasingly global), one routinely repeated "fact" is that black women, as such, are less likely than white women, as such, to have estrogen receptor positive (ER+) tumors, for reasons explicitly stated to involve genetic predisposition (i.e., ostensibly innate biology). The ER status of a breast tumor is important, because it is directly linked to breast cancer survival, given current treatment options. Briefly stated, ER+ tumors can be treated with anti-estrogenic chemotherapeutic drugs, such as tamoxifen and raloxifene, whereas ER- tumors cannot – and, because these are the main drugs used to treat breast cancer, this treatment difference in part contributes to the poorer survival of women with ER- compared to ER+ tumors. Thus, the conventional causal logic is that black women, by virtue of being black, are less likely to have ER+ tumors and this is a key reason for why, in the US, their breast cancer survival is worse than that of white women (above and beyond black women being less likely to be able to have adequate access to health care).

Consider, however, the recent research demonstrating that use of hormone therapy is more likely to increase not only risk of breast cancer, but specifically ER+ breast cancer. As critically analyzed by a considerable body of critical work on gender, sexism, and biomedicine, in the mid-1960s the framing of menopause as a "hormonal deficiency disease" that could be treated by "hormone replacement therapy" (HRT) gained ascendance, and sales of HRT rocketed, with only a brief lull in the 1970s when evidence indicated the kind of formulation then used (estrogen only) increased risk of uterine cancer. Newly formulated to include progestin as well as estrogen (a combination that did not increase risk of uterine cancer), sales resumed, with uptake in the US much higher among affluent women who could afford to pay for prescriptions for HRT and who did not suffer from conditions which precluded their being prescribed these drugs – such that, not surprisingly, HRT users were predominantly white, healthy, affluent women. Starting in the 1980s, popularity of HRT increased given rising claims that it was a "preventive" medicine that could ward off cardiovascular disease, such that prescribing HRT became the standard of care, notwithstanding epidemiologic research indicating it could increase risk of breast cancer.

In 2002, however, publication of the results of the US Women's Health Initiative completely turned the tables on HRT use, with results showing not only that it not only did not prevent, but may have elevated, risk of cardiovascular disease, as well as reconfirmed earlier findings that it increased risk of breast cancer. Sales of HRT plummeted and its name also became shorter: the treatment was reconceptualized and renamed "hormone therapy" (HT) – and became a treatment that was supposed to be reserved for women experiencing severe effects of menopausal transition (e.g., hot flashes leading to severe sleep deprivation), as opposed to being a treatment for all women to "replace" the lower estrogen levels that were part and parcel of becoming and being menopausal. Major debates continue to play out in the literature regarding which women, if any, should be prescribed HT, with some researchers still advocating their more general use, and with pharmaceutical companies continuing to fund research to

answer this question (which is not surprising, given what an important source of revenue HRT provided).

One biological as well as logical implication of these changed trends in HT use would be that breast cancer incidence would fall – which it did, with this fall not surprisingly occurring not among "women" in general, but rather among those women who used HT. In the US, this translated to a decline in breast cancer incidence following publication of the WHI chiefly among white affluent women age 50 and older, as my research team and I have shown. A less well appreciated consequence of the changing pattern of HT use, however, was its impact on the white versus black risk for being ER+ among women diagnosed with breast cancer. As we have also demonstrated, far from the white versus black risk being a stable and invariant, this risk changed over time: it increased from 1992 to 2002, and then declined, especially among women ages 45 to 54. Our results, the first to test rigorously changing estimates over time for the white versus black risk for being ER+, thus simultaneously challenge notions of innate racial difference while also providing evidence of how gender relations – as per the mid-1960s call for women to be "forever feminine" via promotion of use of HT – affected the risk and biological expression of breast cancer among women.

4. You view the experience of discrimination as having a central influence on health. In order to access this aspect in the framework of an empirical-quantitative approach you successfully developed and implemented various instruments for collecting data such as the EOD (Experience of Discrimination) and the IAT (Implicit Association Test). Could you please describe how these instruments work and what outcomes can be produced using them?

As clarified by ecosocial theory, there is not just one way that racism and other forms of discrimination can harm health: there are many. In the case of racism and health, relevant pathways include: (1) economic and social deprivation; (2) excess exposure to toxins, hazards, and pathogens; (3) social trauma; (4) health-harming responses to discrimination; (5) targeted marketing of harmful commodities; (6) inadequate medical care; and (7) especially (but not only) for Indigenous peoples, ecosystem degradation and alienation from the land. The implication is that diverse kinds of research are needed to study how inequitable race relations, i.e., structural racism, at multiple levels and over historical generations, can adversely affect health, as expressed in both people's exposure and responses to institutional discrimination and its translations to inter-individual and internalized racism.

As revealed by a 2013 literature search I have just completed for an update to an article I published in 1999 that was the first epidemiologic review article on discrimination and health, the vast majority of current research on discrimination and health focuses on psychosocial exposures at the individual level. More research on structural racism is clearly required, to gain a better understanding of how racism affects population health. One example is a study my team and I have just completed that is now in press and which will be published soon, that

demonstrates, using new methods and extended data sets, the beneficial impact of the abolition of Jim Crow (legal racial discrimination in the US, abolished by the 1964 US Civil Rights Act) on black infant mortality (noting that to date only 5 prior empirical studies have examined the health consequences of the abolition of Jim Crow, despite this being an epoch-changing event with enormous implications for US population health). That said, insofar as research continues to be done with individual study participants, whether in quantitative or qualitative studies, it is important to be aware of and address the many complexities of obtaining valid data on people's exposure to discrimination.

I initially developed what is now called the "Experiences of Discrimination" (EOD) measure in the late 1980s, prompted by a lack of research instruments measuring self-reported experiences of racial discrimination that could be feasibly used in population health studies that obtain data on hundreds if not thousands of individuals. Its emphasis was and continues to be on identifying domains in which individuals have experienced discrimination, both because specification of domains is important for cognitively grounding the questions and also because of key ecosocial concerns regarding accountability and agency: the occurrence of discrimination in diverse domains, such as discrimination at work, in housing, in education, and in health care, is legally actionable, and knowing where discrimination occurs, as opposed to treating it only as a free-floating psychosocial stressor, is relevant to ending it. The 9 domains included for racial discrimination thus are: (1) at school, (2) getting hired or getting a job, (3) at work, (4) getting housing, (5) getting medical care, (6) getting service in a store or restaurant, (7) getting credit, bank loans, or a mortgage, (8) on the street or in a public setting, and (9) from the police or in the courts. Additional questions pertain to frequency of occurrence, how someone typically responds (accept it as a fact of life versus take action; keep it to oneself versus talk to others), and also worries about racial discrimination as a child and as an adult, for oneself and for one's racial/ethnic group. To date, higher exposure to racial discrimination as measured by the EOD has been associated with increased risk of elevated blood pressure, hypertension, preterm delivery, cigarette smoking, illicit drug use, self-reported health, and psychological distress.

Answers to the EOD cannot, however, be taken simply at face-value, even as they are important. At issue are two phenomena: (1) among persons who belong to groups that have historically been and/or currently are subjected to discrimination, individuals may not be willing or able to self-report their experiences of discrimination, and (2) among persons who belong to groups that have historically been and/or currently are the perpetrators of discrimination, individuals may claim that societal remedies, such as affirmative action, constitute forms of "reverse discrimination" and thus reframe themselves as the target of discrimination.

As one partial check on these threats to validity, it is thus always essential to pair explicit self-report questions on experiences of discrimination with measures of social desirability, referring to how likely people are to give an answer they believe is "socially acceptable" as opposed to what they truly believe. The reason for doing so is that considerable research shows that people with less

power not surprisingly rank higher on "social desirability" scales, since those with more power feel most able and entitled to say what they truly think. In a recent study on racial discrimination and health that employed a social desirability scale, for example, we found that the social desirability score was highest among black women and men, with little difference by socioeconomic position, with the only white group to have similarly high scores being white women with few socioeconomic resources, and the lowest scores occurring among the white men with the most socioeconomic resources.

One of the newer approaches in the discrimination and health literature that seeks to minimize well-known cognitive problems affecting self-report data is the Implicit Association Test (IAT). Initially developed to measure people's racial preferences (e.g., black versus white), my team and I have adapted it to measure people's sense of themselves and their group as a target versus perpetrator of racial discrimination.

In brief, the IAT is a computer-based reaction-time methodology designed to capture phenomena that lie outside of the reaches of introspective access. The test contrasts the time it takes to make associations between two sets of items, e.g., "flowers" with the word "good," and "bugs" with the word "bad" – and then compares what happens when participants alternatively are asked to pair "flower" with "bad" and "bugs" with "good." A difference in average matching speed for opposite pairings determines the IAT score. Participants are typically aware that they are making these connections but are unable to control them given the rapid response times and structure of the test. More than 500 studies have employed numerous versions of the IAT and have found the results to be robust, especially for phenomena that are subject to social desirability.

For our IAT, which we have employed in studies in involving US black and white participants, we used two sets of targets. First, for discrimination against oneself, the measure used the pronouns "me," "my," "mine," "them," "their," and "theirs." Second, for discrimination against one's group, we used photos of black and white persons. For both measures, the attribute categorization words were: "abuser," "racist," "bigot," "target," "victim," and "oppressed." Using these measures, we could ascertain the differences in strength of association for being a perpetrator versus target of discrimination. To date, we not only have found, as expected, a low correlation between the explicit (EOD) and implicit (IAT) measures of exposure to racial discrimination, but we have also shown the two measures are independently associated with risk of hypertension among black but not white Americans. Additionally, controlling for the EOD and IAT eliminated the excess risk of hypertension among black compared to white participants observed in models that controlled for age, gender, socioeconomic position, body mass index, social desirability, and response to unfair treatment. These preliminary results thus point to the likely utility of health research on discrimination supplementing self-report data with IAT data.

5. In some of your papers you have argued that the lack of an ecosocial perspective in the way (mainstream) epidemiology conducts research not only leads to fewer results, (in particular to a reduced number of plausible explanations

for rates of disease prevalence), but also propagates and legitimizes increasing social inequality. Could you please explain more clearly why that is?

One germane example concerns claims arising in the mid-2000s that, in a context of on-average overall health improving, growing health inequities were not a big deal, but instead just an inevitable result of health getting better for everyone, albeit more quickly for better-off people. Trickle-down health, in other words. Guided by ecosocial theory, I suspected this claim was short-sighted, due in part to reliance on only recent data that necessarily reflected the post-1980 ascendance of neoliberal policies. My team and I thus went about testing this claim by examining trends in US premature mortality (i.e., death before age 65), using US national mortality data for the period 1960 to 2006. What we found was that, contrary to the claims of the "trickle-down health" hypothesis, in fact racial/ethnic and income inequities in premature mortality shrank between 1965 and 1980, when mortality rates were also declining for everyone, and only thereafter stagnated then widened. Likely contributing to these trends was the enactment of the US Civil Rights Act in 1964, which overturned Jim Crow, i.e., legal racial discrimination, also the 1965 US Voting Rights Act, and other progressive legislation involving the "War on Poverty," along with creation of Medicare, Medicaid, the Environmental Protection Agency (EPA) and the Occupational Safety and Health Administration (OSHA), with these progressive changes then subjected to challenge during a long-period of backlash, starting under the Carter presidency in the latter 1970s and taken to new levels during the Reagan administration (commencing in 1980) and continued thereafter.

Despite this suggestive evidence that political priorities play a large role in driving both trends in on-average population health and health inequities, nevertheless mainstream accounts tend to focus on smoking and access to appropriate medical care as being the key drivers, as per the conclusions of a recent National Academy of Sciences report. I accordingly decided it would be useful to examine trends in *non-smoking* mortality (i.e., all causes of death NOT included among the 24 causes of death listed in the 2008 U.S. CDC report on smoking related causes of death). Here it is critical to flag the hugely important success of anti-smoking campaigns, whereby between 1960 and 2006, the proportion of deaths in the US not due to causes of death linked to smoking rose from approximately 40% to 60%; of note, it not only rose in all income quintiles, but the proportions throughout were highest among US populations of color, reflecting their higher exposure to many adverse living and working conditions independent of cigarette smoking. What we found was that in the total US population and also among both the white population and populations of color, the magnitude of income inequities in mortality for deaths *not* due to smoking has *grown*. Smoking thus cannot be the full explanation for observed trends in US health inequities.

Next, consider the patterns we observed for US mortality rates for what is deemed medically preventable mortality, i.e., deaths that should not happen were someone to receive accepted standards of medical care (and so: prevention of death, given illness, not primary prevention). For these analyses, also using

data from 1960-2008, we used the same 14 causes of medically preventable deaths that were considered preventable by 1960s standard of medical care. Two findings stand out. First, rates of mortality due to these causes *did* decline over time, in all income quintiles in both the US white population and populations of color. That said, the temporal pattern was one of steep declines between 1965 and 1980, followed by stagnation until about 1997, after which followed a new period of less steep decline. Such results are explicable only by societal factors, e.g., access to appropriate medical care, not by technology (which improved throughout the period).

As these examples and the others I have provided make clear, challenging claims that health inequities are natural and normal, let alone bound to rise, requires attention not simply to the political ideologies that might inform such views, but to the theoretical and methodological assumptions built into the research. Theory is needed not only to see and critique these assumptions but also to offer alternative causal explanations and to generate and employ the methods by which these alternatives can be tested. As explained in my response to question 1, the ecosocial theory of disease distribution, with its emphasis on embodiment, offers one such useful framework for advancing work on analyzing who and what causes health inequities and generating insights useful for promoting health equity.

Selected bibliography

Krieger, Nancy (1994): Epidemiology and the web of causation: has anyone seen the spider? In: Social Science & Medicine 39, 7, pp. 887-903.

Krieger, Nancy (2001): Theories for social epidemiology in the 21st century: an ecosocial perspective. In: International Journal of Epidemiology 30, 4, pp. 668-677.

Krieger Nancy (2003): Genders, sexes, and health: what are the connections – and why does it matter? In: International Journal of Epidemiology 32, 4, pp. 652-657.

Krieger, Nancy (2005): Embodiment: a conceptual glossary for epidemiology. Journal of Epidemiology & Community Health 59, 5, pp. 350-355.

Krieger, Nancy/Löwy Ilana and the "Women, Hormones, and Cancer" group (Aronowitz, R./ Bigby, J./Dickersin, K./Garner, E./Gaudillière, J-P./ Hinestrosa, C./Hubbard, R./Johnson, P.A./Missmer, S.A./Norsigian, J./Pearson, C./Rosenberg, C.E./Rosenberg, L./Rosenkrantz, B.G./Seaman, B./Sonnenschein, C./Soto, A.M./Thorton, J./ Weisz, G.) (2005): Hormone replacement therapy, cancer, controversies & women's health: historical, epidemiological, biological, clinical and advocacy perspectives. In: Journal of Epidemiology & Community Health 59, 9, pp. 740-748.

Krieger, Nancy/Smith, Kevin/Naishadham, Deepa/Hartman, Cathy/Barbeau, Elizabeth M. (2005): Experiences of discrimination: validity and reliability of a self-report measure for population health research on racism and health. In: Social Science and Medicine 61, 7, pp. 1576-1596.

Krieger, Nancy/Rehkopf, David H./Chen, Jarvis T./Waterman, Pamela D./Marcelli, Enrico/Kennedy, Malinda (2008): The fall and rise of US inequities in premature mortality: 1960-2002. PLOS Medicine 5, 2. <http://www.plosmedicine.org/article/info%3Adoi%2F10.1371%2Fjournal.pmed.0050046>.

Krieger, Nancy (2011): Epidemiology and The People's Health: Theory and Context. New York: Oxford University Press.

Krieger Nancy/Chen, Jarvis T./Waterman, Pamela D. (2011): Temporal trends in the black/white breast cancer case ratio for estrogen receptor status: disparities are historically contingent, not innate. In: Cancer Causes & Control 22, 3, pp. 511-514.

Krieger, Nancy/Waterman, Pamela D./Kosheleva, Anna/Chen, Jarvis T./Carney, Dana R./ Smith, Kevin W./Bennett, Gary G./Williams David R./Freeman, Elmer/ Russell, Beverly/Thornhill, Gisele/Mikolowsky, Kristin/ Rifkin, Rachel/Samuel, Latrice (2011): Exposing racial discrimination: implicit & explicit measures – the My Body, My Story study of 1005 US-born black & white community health center members. PLOS ONE 6, 11. <http://www.plosone.org/article/info%3Adoi%2F10.1371%2Fjournal.pone.0027636>.

Krieger, Nancy (2012): Who and what are 'populations?' – historical debates, current controversies, and implications for understanding 'population health' and rectifying health inequities. In: Milbank Quarterly 90, pp. 634-681.

Krieger, Nancy (2012): Methods for the scientific study of discrimination and health: from societal injustice to embodied inequality – an ecosocial approach. In: American Journal of Public Health 102, 5, pp. 936-945.

Krieger, Nancy/Chen, Jarvis T./Kosheleva, Anna/Waterman, Pamela D. (2012): Not just smoking and high-tech medicine: socioeconomic inequities in US mortality rates, 1960-2006. International Journal of Health Services 42, 2, pp. 293-322.

Krieger, Nancy (2013): History, biology, and health inequities: emergent embodied phenotypes & the illustrative case of the breast cancer estrogen receptor. In: American Journal of Public Health 103, 1, pp. 22-27.

Rezensionen

Gerlinde Mauerer

Analytisch-kreative Potenziale feministischer Theoriebildung: Neue Perspektiven für die psychosoziale Beratung

Bettina Zehetner (2012): Krankheit und Geschlecht. Feministische Philosophie und psychosoziale Beratung. Wien/Berlin: Turia + Kant (€ 32,00, 317 S.).

Bettina Zehetner legt in dieser Publikation den Fokus auf die kreativen, alltagspraktischen Potenziale feministischer Theoriebildung in der psychosozialen Beratung. Zehetner führt dabei ihre philosophische Ausbildung und kritische Positionierung als feministische Beraterin logisch schlüssig und in berufspraktischer Reflexion zusammen. Sie zeigt, wie der Beratungskontext sich verändert, wenn auf ein kollektives ‚Frauen-Wir' verzichtet werden muss bzw. wird. In Folge führt sie aus, wie mit der Aufgabe traditioneller Zuordnungsschemata qua Geschlecht auch Zuschreibungen von Gesundheit und Krankheit aufgelöst werden, die in historischer Perspektive entlang eindimensionaler Bilder von Geschlechtlichkeit (‚schwache' respektive ‚kranke' Weiblichkeit, ‚starke' Männlichkeit) entwickelt wurden. Das krankmachende und kränkende Potenzial dieser Krankheitsbilder verschwindet, wenn der Druck, stereotypen Geschlechterdichotomien zu entsprechen, an Gültigkeit verliert. Reduzierende Geschlechtsrollennormen entfalt(et)en (selbst-)verletzende, körperliche Grenzen überschreitende sowie persönlichkeitseinschränkende Wirkungen: ‚Mutproben' von Männlichkeit, ‚Sich-zurück-Halten' (beim Essen, in den Bedürfnissen, usw.) und ‚Sich-klein-Machen' von Weiblichkeit, in beengenden Kleidergrößen, Schuhgrößen oder generell im Platzbedarf – zeitlich, räumlich und budgetär.

Was sich auf den ersten Blick als zwei Themen (Reflexionen zur feministischen Theoriebildung und zur feministisch-frauenspezifischen Beratungspraxis) präsentiert, wird bei Zehetner so konsequent zusammen- und weitergedacht, dass kein Zurück zu altbewährten Zugehörigkeiten mehr denk- und erlebbar erscheint. Dies führt jedoch zu keiner theoretischen Verlustanzeige: Zehetner gibt kreativen Gestaltungsspielräumen großen Raum, vor allem in Bezug auf Judith Butlers Reflexionen. In der Denkverbindung von (gender-)diskurstheoretischer Analyse mit sozialkritischen Perspektiven werden die Auswirkungen dominanter und prägender kultureller Symbole und bedeutender Praxen (u.a. in Bezugnahme auf Foucault) entschlüsselt und in Frage gestellt: Affirmative Selbstbehauptung und vernichtende Auflösung dichotomer Zuordnungsmuster (weiblich/männlich, gesund/krank) verunsichern nur dann, wenn Beratungspraxis gängige Stereotype ‚in Gang' respektive in Schwung bringen und erhalten will. Dagegen spricht sich Zehetner in ihrer Arbeit vehement aus. Sie konstatiert, dass der Grat zwischen Destabilisierung und Stabilisierung im je individuellen Beratungskontext einen persönlichen und gesellschaftspolitischen Entwicklungsprozess initiiert: „[D]ie emanzipatorische Intention feministischer Beratung – und gesellschaftskritischer Sozialarbeit – [besteht] darin, Mut zur Eigenwilligkeit und zum Sich-Wehren gegen verletzende und diskriminierende Behandlung zu machen als Alternative zur Anpassung an bestehende, krank-

machende Verhältnisse“ (219). Von der Frage nach dem Körper als Oberfläche von Zeichen bis hin zum Nachdenken über innere (Vor-),Einstellungen‘ in patriarchaler Entwicklungslogik bleibt in Zehetners profunder Analyse kein traditioneller Markstein auf dem anderen:

> Eine Qualität feministischer Theorie ist die Bereitschaft, sich immer wieder kritisch selbst in Frage zu stellen und neu zu positionieren. Für die feministische Theorie und Praxis bleibt – ebenso wie für die Philosophie – das Denken und Fragen notwendig unabschließbar. (285)

Auf kein konsistentes ‚Frauen-Wir‘ mehr zurückgreifen zu können, bedeutet – auch individuell erlebte – ‚Rückschläge‘ und neue theoretische wie (beratungs-)praktische Herausforderungen. Hierin liegt die Bedeutsamkeit der vorliegenden Arbeit von Bettina Zehetner: Sie liefert einen Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis – (auch) in Hinsicht auf Zielsetzungen in der Beratungsarbeit. Dieselben werden im Hinblick auf „Authentizität, Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung als neoliberale Erfolgskriterien des ‚unternehmerischen Selbst‘“ (246) bei Zehetner in Frage gestellt. Die Einbindung dieser Inhalte und Erkenntnisse als *state of the art* erweist sich als zwingend notwendig, um die Wirkkraft krankmachender Potenziale von Geschlechtsrollennormen einzudämmen: längst schon, spätestens jetzt, am besten gestern.

Lisa Krall

Definitionsmacht und Hegemonie in der deutschen ‚Beschneidungsdebatte'

Çetin, Zülfukar/Voß, Heinz-Jürgen/Wolter, Salih Alexander (2012): Interventionen gegen die deutsche „Beschneidungsdebatte". Münster: edition assemblage (€ 9,80, 96 S.).

Mit dem Buch „Interventionen gegen die deutsche ‚Beschneidungsdebatte'" reagierten Zülfukar Çetin, Heinz-Jürgen Voß und Salih Alexander Wolter auf die intensiv geführte Diskussion. Darin machen sie darauf aufmerksam, dass es sich hierbei nicht einfach um eine Frage von ‚körperlicher Unversehrtheit versus Religionsfreiheit' handle, sondern weisen auf antisemitische und antimuslimische Stimmungen in Deutschland hin, die sie auch in dieser gesellschaftlichen Debatten erkennen. Dank des zeitnahen Erscheinungstermins des Buches wurde so eine wichtige Gegenstimme geliefert, die vor den rassistischen Tendenzen warnt und mit Vorurteilen und Mythen gegenüber jüdischen und muslimischen Menschen aufräumen will.

Ziel des Buches ist es, auf wenigen Seiten dem weitverbreiteten Unwissen über Zirkumzisionen entgegenzuwirken und aufzuzeigen, welche Aussagen in der deutschen Beschneidungsdebatte große Öffentlichkeit genossen haben und welche Stimmen dabei kaum zu Wort kamen. So ist im Vorwort von Heinz-Jürgen Voß zu lesen, dass sowohl die öffentlichen Aussagen von Fachgesellschaften als auch populäre Meinungen von Unwissenheit über den Eingriff der Vorhautbeschneidung gekennzeichnet waren. Voß weist darauf hin, dass das Risiko einer Komplikation bei der Zirkumzision in allen größeren Studien zwischen 0,2 und 2% eingeschätzt wird, die Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendmedizin hingegen immer von 6% sprach (6). Diese habe den Vorgang durch Nicht-Mediziner_innen außerdem als grob und blutig dargestellt, obwohl Studien zeigten, dass bei der Beschneidung durch einen jüdischen Beschneidungsspezialisten die Komplikationswahrscheinlichkeit bei 0,2% läge. In den populären Texten wurde im Anschluss daran oft von schweren Komplikationen und traumatischen Erfahrungen bei den Beschnittenen berichtet und so ein sehr negatives Bild von Zirkumzisionen produziert.

Auch der Vergleich mit medizinischen Eingriffen bei Intersexuellen, der oftmals in der öffentlichen Debatte über Vorhautbeschneidung gezogen wurde, zeugt von großem Unwissen und wird von Voß stark kritisiert: Erstens handle es sich bei Operationen intergeschlechtlicher Menschen um schwerwiegendere Eingriffe, die in fast allen Fällen negative Folgen haben und zu lebenslangen Hormonersatztherapien führen. Zweitens gäbe es zu keinem Zeitpunkt eine Bewegung von Beschnittenen in Deutschland, die sich gegen diese aussprachen, im Vergleich zu jahrzehntelangen Kämpfen von Vereinen und Interessensgruppen intergeschlechtlicher Menschen. Voß wundert es aber keineswegs, dass bei Intersexualität keine so große gesellschaftliche Debatte um das Recht auf körperliche Unversehrtheit geführt wird – dienen die Eingriffe an Intersexuellen

schließlich der Aufrechterhaltung eines Zweigeschlechtersystems, das nur die Kategorien männlich oder weiblich zulässt (8).

Im ersten Teil des Buches zeigen Zülfukar Çetin und Salih Alexander Wolter auf, wie die deutsche Beschneidungsdebatte als „Zivilisierungsmission" (15) dient. Mit Theodor W. Adornos und Max Horkheimers „Dialektik der Aufklärung" sowie Michel Foucaults Gouvernementalitätsansatz analysieren sie, welche Argumente die Debatte dominieren und wer diese zu welchem Zweck nutzt. In diesem voraussetzungsreichen Abschnitt wird deutlich, wie komplex und weitreichend die Entscheidung darüber ist, ob religiöse Vorhautbeschneidung in Deutschland legal ist oder nicht, und dass sie stark von christlichen Werten geprägt ist. In dieser Diskussion wird die Vorstellung einer gemeinsamen jüdisch-christlichen Tradition durch antimuslimischen Rassismus und Antisemitismus ersetzt. Çetin und Wolter kritisieren im Sinne der „Dialektik der Aufklärung", dass Integration in der deutschen Beschneidungsdebatte als Möglichkeit dazu verstanden wird, sich den christlichen Traditionen anzupassen und die eigenen „Defizite" (22) ablegen zu können. Daher bezeichnen sie die Beschneidungsdebatte als „neue Eskalationsebene des Diskurses der ‚Integration' [… und,] dass die Realität von Migration in Deutschland nichts zu suchen habe." (20).

Des Weiteren arbeiten sie in ihrer Analyse heraus, wie die Gegner_innen der Zirkumzision mit dem Wohl der Beschnittenen argumentieren und hier aus eigenem Interesse für und über die vom Verbot Betroffenen sprechen. Die Angst jüdischer und muslimischer Menschen, ihre Religion nicht mehr uneingeschränkt ausüben zu können, wird zudem von der Angst vor dem Verlust freiheitlich-demokratischer Rechte in Deutschland verdrängt. Unter dem Deckmantel der Religionskritik forderten viele Stimmen die Anpassung an die ‚zivilisierte' Gesellschaft und produzieren damit eine klare Trennung von Beschnittenen und Nicht-Beschnittenen: „Religiöse und gesellschaftliche Riten [werden] psychologisiert, medizinisiert und kriminalisiert und als ‚archaisch' eingestuft" (43).

Im weniger theorielastigen zweiten Teil des Buches zeigt Heinz-Jürgen Voß mit einer Fülle von Studien die Heterogenität der medizinischen Einschätzungen zur Vorhautbeschneidung auf. Trotz der Verschiedenheit der Resultate einiger Studien wird deutlich, dass die Behauptungen der Befürworter_innen eines Verbots nicht wahrheitsgemäß sind und die Rede von Komplikationen und Traumatisierungen in keinem Verhältnis zur Realität stehen. Zu allen angeführten Beteuerungen liefert Voß mehrere Untersuchungen, die keinesfalls darauf hinweisen, dass es sich bei der Zirkumzision um schwerwiegende medizinische Eingriffe handle. So weisen einige Studien im Bezug zur Sensitivität des Penis auf z.T. leichte Abweichungen zwischen Beschnittenen und Unbeschnittenen hin; andere finden gar keine signifikanten Unterschiede. Das Infektionsrisiko von Geschlechtskrankheiten wird bei gleichgeschlechtlichem Sexualverkehr als teilweise geringer für Beschnittene angesehen und bei gegengeschlechtlichem vaginalem Verkehr als erheblich geringer. Außerdem weisen Erhebungen daraufhin, dass die Zirkumzision im Alter von wenigen Monaten positive Effekte wie ein verringertes Risiko auf Harnweginfektionen und das geringste Potential

für Komplikationen aufweist. Die Ergebnisse zur Komplikationsrate variieren stark (zwischen 0,2-2% und 16%), doch treten bei keiner Studie ernste medizinische Schwierigkeiten und Folgewirkungen auf. Voß kann damit zeigen, dass die Darstellungen der Zirkumzision als schwerwiegend, folgenreich oder traumatisierend nicht gerechtfertigt sind und vermutet, dass das gesundheitliche Wohlempfinden der Beschnittenen viel mehr von den kulturellen Erwartungen und der Akzeptanz der Gesellschaft abhänge, als von den Eingriffen.

Das Buch führt zum Schluss die englische Übersetzung einer Stellungnahme von Heinz-Jürgen Voß an sowie die Petition „Wir gegen Rechtsbeschneidung", die drei Berliner Jugendliche ins Leben gerufen hatten. Der geringe Umfang des Buches lässt zunächst auf eine leichte Einführung zur Beschneidungsdebatte schließen, doch handelt es sich hierbei auch um dichte und zum Teil voraussetzungsreiche Texte. Vor allem der erste Teil des Bandes scheint aufgrund seiner Nähe zu wissenschaftlichen Theorien eher einem akademischem Publikum zugänglich. Mittels thematischer Absätze wird die Lektüre jedoch erleichtert und kann zudem verdeutlichen, wie komplex die Thematik ist, die mit der Beschneidungsdebatte einhergeht. Die Autor_innen legen insgesamt eine umfassende und tiefgehende Analyse der geführten Diskussion vor. Mit ihrem Band liefern sie insofern einen wertvollen Beitrag, als dass sie auf die zahlreichen Annahmen und Vorurteile hinweisen, die in der deutschen Beschneidungsdebatte 2012 reproduziert wurden und ermöglichen so einen kritischen Überblick über alarmierende Positionen und Argumentationen. Bleibt zu hoffen, dass die Publikation des Buches weiterhin auf großes Interesse stößt und sich im Sinne der Autor_innen eine kritische und reflektierte Diskussion über die Fachkreise hinaus etabliert.

Anna Leyrer

Es gibt keinen Geschlechtsverkehr? Lacan zum Geschlechterverhältnis

Badiou, Alain/Cassin, Barbara (2012): Es gibt keinen Geschlechtsverkehr. Zwei Lacanlektüren. Zürich: diaphanes (€ 15,00, 125 S.).

Nancy, Jean-Luc (2012): Es gibt – Geschlechtsverkehr. Zürich: diaphanes (€ 10,00, 92 S.).

Wenn man sich an schwer zugängliche Texte heranwagt – und die Texte des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan gehören zweifelsohne in diese Kategorie –, ist es manchmal hilfreich, sich vorsichtig über verschiedene Kommentare heranzulesen. Es hilft vielleicht, von hinten anzufangen. So findet man im Nachwort der Übersetzerin von ‚Es gibt keinen Geschlechtsverkehr', Judith Kasper, den aufschlussreichen Satz:

> Insofern Übersetzung immer ein Verstehensprozess ist, gelangt sie in Auseinandersetzung mit Lacan an jene Grenze, die nicht nur Nicht-Verstehen heißt (was immer noch ein mögliches Verstehen implizieren würde), sondern vielmehr dazu auffordert, den verstehenden Zugang zum Text an sich zu verabschieden. (121)

Und sofern eine Rezension ebenfalls zu Verstehensprozessen beitragen will, gilt auch hier, dass man sich bis zu einem gewissen Grad dem Schwindel jenseits des Verständnisses überlassen muss.

Die beiden nun in der Theoriereihe „subjektile" bei diaphanes erschienenen Bändchen scheinen vom Titel her und durch ihr zeitgleiches Erscheinen im Zusammenhang zu stehen – Tim Caspar Boehme hat in der taz gar von einer Minikontroverse gesprochen. Tatsächlich sind die beiden Texte von Jean-Luc Nancy, die nun in ‚Es gibt – Geschlechtsverkehr' zusammengefasst sind, in Frankreich 2001 und 2006 erschienen; Cassins und Badious Texte erst 2010. Unmittelbare Bezugnahmen gibt es nicht.

Die Texte haben jedoch einen gemeinsamen Bezugspunkt in Lacans Aufsatz ‚L'étourdit', erschienen 1973 und bisher nicht ins Deutsche übersetzt. ‚L'étourdit' enthält eben diesen skandalösen Satz: ‚Es gibt keinen Geschlechtsverkehr', bzw. französisch ‚il n'y a pas de rapport sexuel'. Die drei AutorInnen teilen außerdem die Herangehensweise an den lacanschen Text: Sie wollen diesen nicht kommentieren, keine Interpretationshilfe bieten, sondern mit dem Text weiterarbeiten. Nancy isoliert dazu den Satz vom Geschlechtsverkehr, den er „von außen" (7) angehen will. Cassin und Badiou formulieren im Vorwort, sie wollten „‚mit' diesem Text und durch ihn, mit Hilfe von Schnitten und Stichproben, über Fragen [nachdenken], die uns am Herzen liegen."(8)

‚Es gibt keinen Geschlechtsverkehr' – das ist zunächst eine Provokation. Wie kann Lacan etwas so (scheinbar) Eindeutiges, Körperliches wie den Geschlechtsverkehr schlicht negieren? Das kann doch nur ein Witz sein, das kann man doch nicht ernst nehmen – an dieser Stelle setzt Cassin ein, wenn sie Lacan als den Anderen von Aristoteles beschreibt. Für Cassin ist Lacans ‚L'étourdit' zuallererst ein „ab-aristotelischer" (12) Text, der sich mit Demokrits sophistischem Lachen oder *joke* einer aristotelischen Logik nicht entgegensetzt, sondern entzieht. Lacan ersetze kurzerhand den in Aristoteles' Metaphysik allen Prinzipien zugrunde gelegten Satz „Es gibt keinen Widerspruch" durch „Es gibt keinen Geschlechtsverkehr" (17). Das funktioniert, weil beim von der strukturalistischen Sprachphilosophie geprägten Lacan Worte keinen eindeutigen Sinn haben, sondern Sinn für Lacan immer äquivoker Sinn ist. Der heißt dann „Ab-Sinn" und verweist auf die „unhandhabbare Ambiguität" (26), die der Sprache innewohnt.

Letztlich untersucht Cassin in ihrem Aufsatz Lacans schillernden Umgang mit dem Verstehen und Nicht-Verstehen bzw. einer Kategorie, die diese Gegenüberstellung übersteigt. Mit der eben genannten Ersetzung von „Es gibt keinen Widerspruch" durch „Es gibt keinen Geschlechtsverkehr" schafft Lacan, so Cassin, „den Übergang von der Wahrheit zum Realen" (49) als sozusagen ontologisches Prinzip.

Cassin behandelt damit Lacans Satz vom Geschlechtsverkehr als die Begründung seiner psychoanalytischen Theorie auf dem Ab-Sinn, ohne aber über den ‚rapport sexuel' anders als formelhaft zu sprechen. Für sie *ist* der Satz das Reale, das einem Teil der LacanianerInnen ähnlich wie das Kant'sche Ding an sich als nicht zugänglich gilt – oder, darauf besteht Badiou, den Kategorien der Zugänglichkeit und Unzugänglichkeit, des Erkennens und Nicht-Erkennens äußerlich ist. Das ist spannend, aber mit ihren Überlegungen ist noch nichts gesagt über das Sexuelle, das Geschlechtsverhältnis – „man macht trotz allem Liebe, oder etwa nicht?" (50), zitiert sie Lacan, aber dieses Liebe machen ist nicht Thema ihres Aufsatzes.

Allerdings stellt sich die Frage, ob Lacans Satz nun wirklich eine Aussage über den Geschlechtsverkehr, über Sex ist. Die Uneindeutigkeiten beginnen ja bereits vor dem Ernstnehmen oder nicht: Kann man den Begriff des ‚rapport sexuel' überhaupt mit Geschlechtsverkehr übersetzen? Das französische Wort ‚rapport' meint zunächst die Beziehung, das Verhältnis, aber auch den Bericht. Daher geht Jean-Luc Nancy den Bedeutungen des ‚rapport' nach: Er argumentiert, die Provokation liege nicht in der kontraintuitiven Behauptung, es gebe keinen Geschlechtsverkehr, sondern in der Negation des rapport, des Verhältnisses als Verhältnis.

‚Es gibt keinen rapport' im Sinne von ‚es gibt kein Verhältnis': Das würde voraussetzen, dass das Verhältnis etwas *ist*. Aber: „Das Wort ‚Verhältnis' lässt eine Handlung, keine Substanz verstehen." (14) Das Verhältnis ist keine Sache, sondern ist die Öffnung, das Zwischen-Zwei, wie Nancy auch sagt. Wenn man also behauptet, es gebe kein Verhältnis, dann „bezieht man sich folglich auf die

Eigenschaft des Verhältnisses selbst: Damit es es gibt, darf keine dritte Sache zwischen beiden sein." (23)

Das sexuelle Verhältnis, so Nancy, ist dabei nicht eine bestimmte Art des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern, sondern beschreibt die ‚Verhältnismäßigkeit' des Geschlechtlichen, nämlich das Geschlecht nicht als mit-etwas-im-Verhältnis-Stehenden, sondern als Verhältnis selbst. Er schließt daher mit dem Satz: „*Das Sexuelle ist das ‚Es gibt' des Verhältnisses.*" (56) Nancy formuliert also aus dem „Es gibt keinen Geschlechtsverkehr" eine Geschlechtertheorie, eine Theorie des sich differierenden Geschlechts: Es gibt keinen Geschlechterunterschied – keinen Unterschied als Unterscheidung zweier oder mehrerer „Substanzen", nur den „Unterschied *des* Geschlechts, insofern letzteres sich von sich selbst unterscheidet" (31).

Alain Badiou steht in seiner Lektüre Lacans zwischen den Ausführungen Cassins und Nancys: Wie Cassin geht es ihm um Lacan als Antiphilosophen, als Behaupter eines Ab-Sinns. Die Kluft des Ab-Sinns zwischen Sinn und Nicht-Sinn, so Badiou weiter, werde aber genau „nur in Verbindung mit dem Geschlecht intelligibel" (99). Er weist darauf hin, dass Lacan aus diesem Grund vom Ab-Sinn auch als dem ab-sexuellen Sinn spricht.

Wie Nancy geht es Badiou um eine Gründung des ‚rapport' im Geschlechtsverhältnis: „Das Geschlecht stellt das Reale gleichsam ‚nackt' als schlechthin Unmögliches aus: als die Unmöglichkeit des Verhältnisses" (99). Anders als Nancy führt Badiou hier aber das „Es gibt nicht" des Verhältnisses darauf zurück, dass am sexuellen Verhältnis sich die Kluft von Sinn und Nicht-Sinn erweise: „Alles beruht auf der Behauptung, der zufolge die Psychoanalyse in ihrer Erfahrung des Geschlechts, in ihrer Erfahrung des Ab-sexuellen einem Realen begegnet, das die Effekte von Sinn verschieben lässt" (103). Dies mache Lacan zum Anti-Philosophen, der sich einer philosophischen Logik der Zweiheit, von Sinn und Nicht-Sinn, entzieht.

Alle drei AutorInnen begreifen damit letztlich „Es gibt keinen Geschlechtsverkehr" als begründendes Prinzip der lacanschen Psychoanalyse, das zugleich kein begründendes Prinzip im Sinne der Philosophie oder im Sinne Aristoteles' ist – sondern im Gegenteil die Begründung und die Prinzipienhaftigkeit unterwandert, indem es das Eine un-eins macht und dennoch nicht zu zweien: Cassin zeigt die ‚Veruneindeutigung' von Sinn und Un-Sinn durch den Ab-Sinn, Badiou klagt die Philosophie an, das Dreiergespann Wissen-Reales-Wahrheit immer in Paare zerteilen zu müssen, Nancy setzt das sich immer schon differierende Geschlecht als Ursprung, der kein Ursprung ist.

Cassin ist dabei näher als die beiden anderen am lacanschen Text und erläutert diesen am ehesten, macht aber zugleich am wenigsten ein Programm daraus. Vielmehr spielt Cassin mit den Möglichkeiten, die Lacans Aufsatz bietet. Nancy und Badiou ist der fast manifestartige Charakter ihrer Texte gemeinsam: Es werden eher Fragen beantwortet als Fragen gestellt; es sind Versuche, den Schwindel des Verständnisses einzuhegen. Zum Teil wirken die Bemühungen, eine ‚klassische Ontologie' oder Metaphysik zu subtilisieren, zu umgehen,

gleichsam zu überlisten, bemüht, gar eitel – wobei aber unklar bleibt, ob dieses Angestrengte nicht vielleicht vom lacanschen Text selbst herrührt.

Jenseits des Anstrengenden und des Angestrengten dieser philosophischen Diskussion würde man sich aus der Perspektive einer feministischen Fragestellung, die sich mit dem Verhältnis von Körper, Sexualität und Geschlecht befasst, wohl vor allem eine Ausführung dessen wünschen, was Cassin als Ausblick an das Ende ihres Aufsatzes stellt: „Nun aber, das Genießen des Körpers, wenn es keinen Geschlechtsverkehr gibt, dann muss man sehen, zu was das hier dienen kann“ (84). Es ist Nancy, der die Diskussion um das Axiom ‚Es gibt keinen Geschlechtsverkehr‘ am ehesten in die Frage nach dem Genießen überführt. Er geht, insbesondere im Nachsatz ‚Es gibt Geschlechtsverkehr – und dann‘, auch der Bedeutung des ‚rapport‘ als Bericht nach: Kann das Sexuelle berichtet, geschrieben, erzählt werden? Gibt es eine Sprache des sexuellen Verhältnisses? ‚Es gibt Geschlechtsverkehr‘ wird dann fast nebenbei zu einer Theorie des Begehrens, der Liebe, und nähert sich damit feministischen Interessen an, während Cassin und Badiou sich in ihren jeweiligen disziplinären Diskursen einrichten.

Autor_innen

Stefanie Duttweiler, Dr. phil., Studium der Soziologie, Volkskunde und Sozialpädagogik in Freiburg, Promotion 2005 in Soziologie an der Universität Basel, zwischen 2002 und 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin in den interdisziplinären Forschungsprojekten „Zur sozialen Konstruktion des Willens" (Universität Basel) sowie „Ratgeberkommunikation und die Konstruktion sexueller Selbstverhältnisse" (Universität Zürich), 2008-2012 Oberassistentin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich, 2009-2012 eigenes SNF-Projekt in der freien Grundlagenforschung „Zum Gestaltwandel des Religiösen und seiner Räume". Im Wintersemester 2010/2011 Gastprofessorin für Körper- und Geschlechtersoziologie am Institut für Soziologie der Universität Graz. Derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften des Sports der Universität Frankfurt sowie freiberufliche Tätigkeit als Weiterbildnerin und Supervisorin in Zusammenarbeit mit der Hochschuldidaktik und Frauenförderung der Universität Zürich.

Miriam Kanne, Dr. phil., studierte Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Germanistische Sprachwissenschaft und Medienwissenschaft an der Universität Paderborn, an der sie 2011 mit der Studie „Andere Heimaten. Transformationen klassischer ‚Heimat'-Konzepte bei Autorinnen der Gegenwartsliteratur" im Fach Neuere deutsche Literaturwissenschaft promoviert wurde. Derzeit ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Masterstudiengangs Komparatistik/Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft an der Universität Paderborn beschäftigt. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten zählen Theorien der Kultur-, Raum- und Geschlechterforschung.

Lisa Krall, MA, hat im Frühjahr 2013 den Master Gender Studies an der Universität Bielefeld abgeschlossen. Das letzte Sommersemester hat sie an der Universität Wien verbracht und dort vor allem Kenntnisse der feministischen Naturwissenschaftsforschung vertiefen können. Nach Beendigung des Studiums strebt sie eine Promotion an. Lisa Krall ist aktuell als wissenschaftliche Hilfskraft an der Universität Bielefeld tätig und seit langem in verschiedenen queer-feministischen Projekten aktiv.

Nancy Krieger is Professor of Social Epidemiology, Department of Social and Behavioral Sciences, at the Harvard School of Public Health and Director of the HSPH Interdisciplinary Concentration on Women, Gender, and Health. She is an internationally recognized social epidemiologist (PhD, Epidemiology, UC Berkeley, 1989), with a background in biochemistry, philosophy of science, and history of public health, plus 30+ years of activism involving social justice, science, and health. In 2004, she became an ISI highly cited scientist, a group comprising "less than one-half of one percent of all publishing researchers." Dr. Krieger's work addresses three topics: (1) conceptual frameworks to understand, analyze, and improve population health and reduce health inequities, including the ecosocial theory of disease distribution she has been developing since 1994 and its focus on embodiment; (2) etiologic research on societal determinants of

population health and health inequities; and (3) methodologic research on improving monitoring of health inequities.

Anna Leyrer, BA, studierte Politikwissenschaften und Geschichte an den Universitäten Freiburg und Basel. Derzeit ist sie im Masterstudiengang Kulturwissenschaften an der Universität Leipzig eingeschrieben und arbeitet an einer Abschlussarbeit zum Thema „Liebe".

Marion Mangelsdorf, Dr.a phil., ist seit 1998 Referentin und Lehrbeauftragte am Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) der Universtät Freiburg. Phänomenologische Soziologin mit Schwerpunkt in Wissenschafts-, Umwelt-, Geschlechter- und Medienforschung. Ihre Doktorarbeit schrieb sie über das ambivalente Verhältnis zwischen Menschen und Wölfen. Derzeit arbeitet sie an ihrem Habilitationsprojekt zu Medialen Ethnografien als künstlerische Forschung. Seit 2011 Organisation von Workshops zu partizipativen und gender-sensitiven Methoden in Kooperation mit dem Department für Mediendesign an der Hochschule Furtwangen, German University Cairo (GUC) sowie in Asien und Afrika mit der umweltwissenschaftlichen Organisation Bioversity international. Mitglied der Forschergruppe mBody. Künstlerische Forschung in Medien, Somatik, Tanz und Philosophie.

Gerlinde Mauerer, Dr. phil., Sozialwissenschaftlerin, Universitätslektorin am Institut für Soziologie der Universität Wien, an der FH Campus Wien, Studiengang für Hebammen sowie an der SOB, Schule für Sozialbetreuungsberufe in Wien. Forschungsschwerpunkte: Gesundheits- und Medizinsoziologie, Feministische Theorien, Gender Studies, soziale Folgen neuer Technologien, Ethik.

Kerstin Palm, Prof. Dr., Studium der Biologie, Philosophie und Germanistik in Göttingen und Freiburg, Promotion in Biologie (Universität Freiburg), Habilitation in Kulturwissenschaft (Humboldt-Universität zu Berlin) zur Kulturgeschichte des biologischen Lebensbegriffs 1750-2000, seit 1996 Lehre und Forschung im Bereich Gender & Science an den Universitäten Bremen, HU Berlin, TU Berlin, Freiburg, Graz, Wien, Basel, Linz mit den Schwerpunkten historische Epistemologie der Lebenswissenschaften, Embodimentforschung, New Materialism, seit Sommersemester 2013 Professorin für Gender & Science/ Naturwissenschafts- und Geschlechterforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Sigrid Schmitz, Prof. Dr., ist Biologin und Wissenschaftsforscherin der Natur- und Technikwissenschaften; seit 2010 Professorin für Gender Studies an der Universität Wien; 2002-2009 Hochschuldozentin zur „Mediatisierung der Naturwissenschaften und Genderforschung" an der Universität Freiburg; Leitung des Kompetenzforums „Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaft [gin]; Gastprofessuren an der Universität Graz (SS 2003), der HU Berlin (SS 2008) und der Universität Oldenburg (WS 2009/10); Arbeitsschwerpunkte: Gender und Hirnforschung, Neurokulturen, Visualisierungstechnologien an

der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Informatik, Neurotechnologien, Gender und E-Learning, Embodying, transdisziplinäre Genderforschung und feministische Epistemologien.

Beate Schmuck, Dr. phil., Kulturwissenschaftlerin an der TU Dortmund. Studium der Vergleichenden Textilwissenschaft, Didaktik, Erziehungswissenschaften und Mathematik an der Universität Dortmund. Promotion zur historischen Mädchenerziehung. Forschungsschwerpunkte: Modeforschung, Adoleszenz- und Genderforschung, Fachdidaktik der Kulturanthropologie des Textilen.

Birgit Stammberger, Dr. phil., Kulturwissenschaftlerin und Philosophin, seit 2012 Postdoc-Stipendiatin am Lehrstuhl Prof. M. Schefczyk, Institut für Philosophie und Kunstwissenschaften an der Leuphana Universität Lüneburg, seit 2009 Lehrbeauftragte am Institut für Philosophie der Universität Flensburg, assoziiert am Institut für Kultur und Ästhetik Digitaler Medien an der Leuphana Universität Lüneburg, 2010-2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin „Philosophie" am Leuphana College der Universität Lüneburg, Promotion 2010 an der Universität Vechta/Institut für Sozialwissenschaften und Philosophie, 2005-2007 Promotionsstipendium der Universität Vechta, Kommission für Gleichstellung. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Wissenschaftsgeschichte, Kulturtheorie, Geschichte und Theorien des Computers, Körpergeschichte.

Mascha Marlene Vollhardt, M.A., Jahrgang 1986, seit 2011 Wissenschaftliche Mitarbeiterin von Prof. Ulrike Vedder am Institut für deutsche Literatur der Humboldt Universität zu Berlin am Lehrstuhl „Theorien und Methoden der literaturwissenschaftlichen Geschlechterforschung". Arbeit an der Dissertationsschrift mit dem Titel „De-/Konstruktionen männlicher Körper in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur". Forschungsschwerpunkte: Gendertheorien, deutschsprachige Gegenwartsliteratur, Theater und (Post-)Dramatik, Popkultur.

Bisher erschienene Titel *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Jg. 18, H. 1 Musik und Genderdiskurs (100 Seiten), 19,90 €

Jg. 19, H. 1 (119 Seiten), 19,90 €

Jg. 19, H. 2 Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht (140 Seiten), 19,90 €

Bezugspreise *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Einzelheftpreis: 19,90 Euro

Privat print Abo: 36,00 Euro
Privat print + online Abo: 46,00 Euro

Studierende print Abo: 29,90 Euro
Studierende print + online Abo: 36,00 Euro

Institutionen print Abo: 36,00 Euro
Institutionen print + online Abo: 69,00 Euro

Jeweils zzgl. Versandkosten: 4,00 Euro Inland, 8,00 Euro Ausland
Download Einzelbeitrag 4,00 Euro

Manuskripte:

Informationen zur Manuskript-Einreichung für die Calls for Papers der *Freiburger Zeitschrift für GeschlecherStudien* finden Sie auf unseren Netzseiten unter <http://www.zag.uni-freiburg.de/fzg/autorinneninformationen/>.

Kontakt:

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG), Belfortstraße 20,
D-79098 Freiburg, Tel.: 0049-(0)761/203-8846, Fax: 0049-(0)761/203-8876

fzg@zag.uni-freiburg.de
http://www.zag.uni-freiburg.de/fzg/

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)

2/95 Frauenräume (168 Seiten)

1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten)

2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten)

1/97 Frauen und Körper (130 Seiten)

1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten)

2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten)

1/99 *Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)

2/99 Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten)

1/00 Beziehungen (310 Seiten)

11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten)

12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten)

13 Dimensionen von *Gender Studies,* Band II (391 Seiten)

14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten)

15 Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten)

16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten)

17 *Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten)

18 Elternschaft (375 Seiten)

Fortsetzung Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

19 Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten)

20 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten)

21 Männer und Geschlecht (501 Seiten)

22 Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten)

23 Geschlechter – Bewegungen – Sport (vergriffen)

24 Feminisms Revisited (468 Seiten)

25 Migration – Mobilität – Geschlecht (380 Seiten)